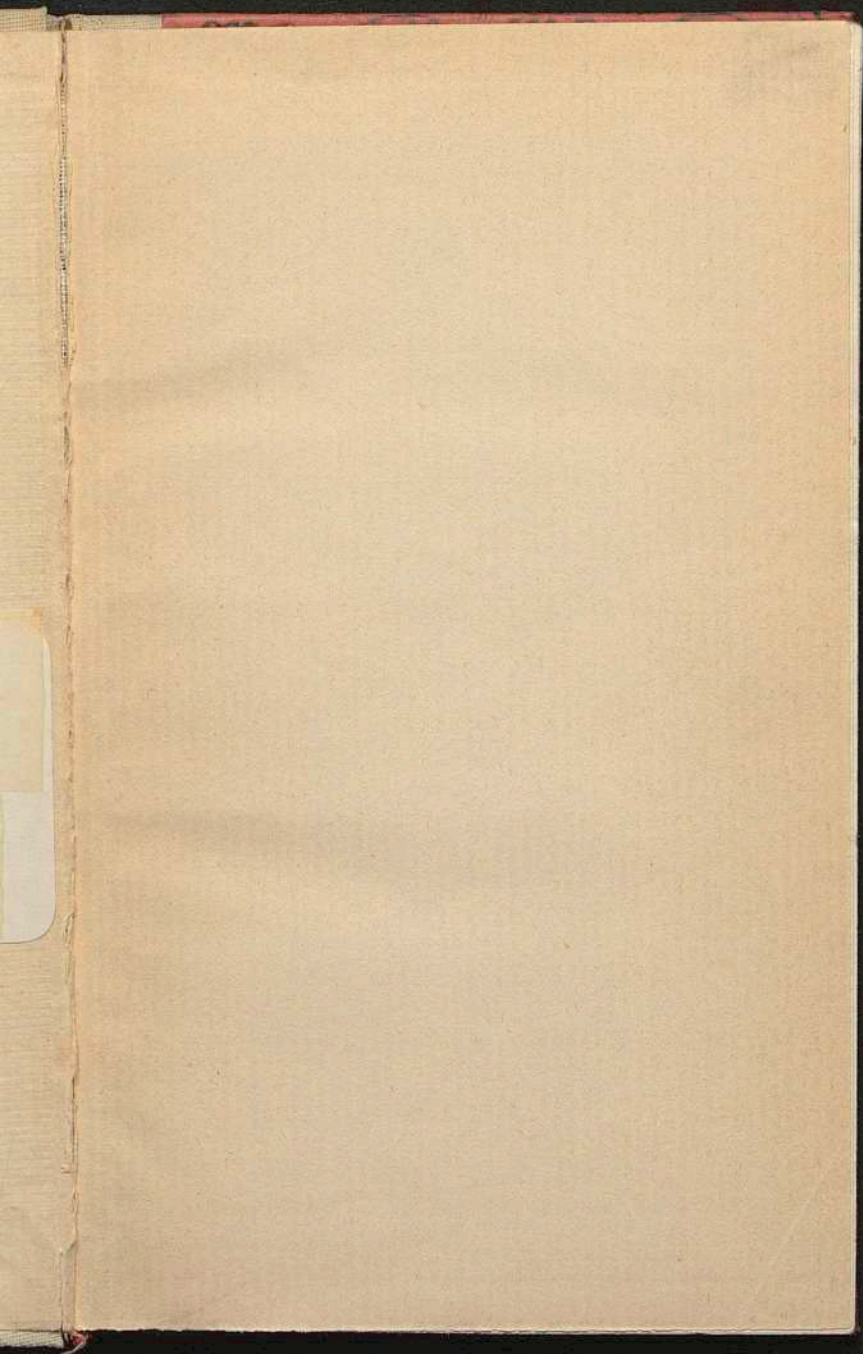


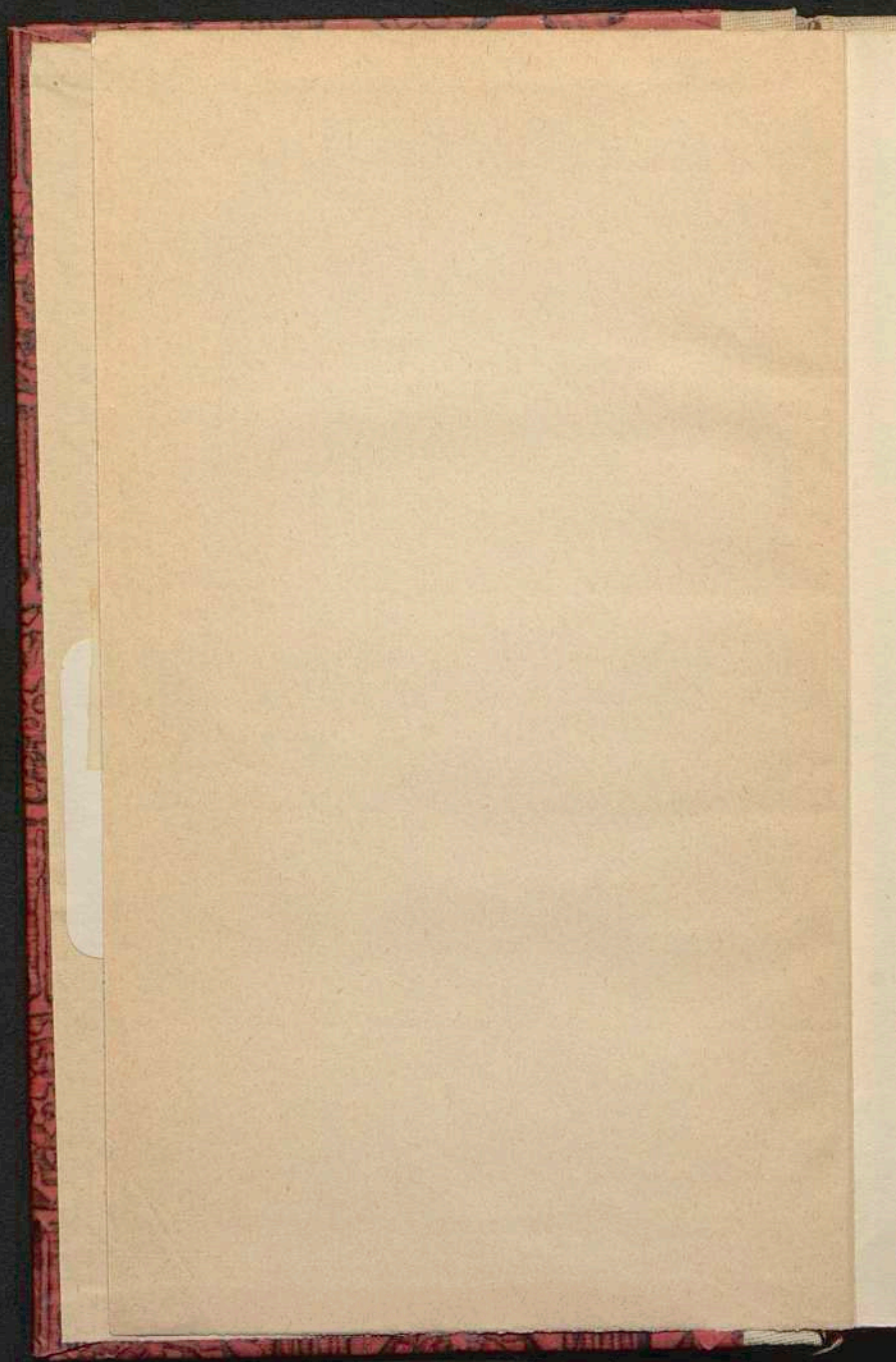
18 / 72 / 10871 (6)



18/72/108716.

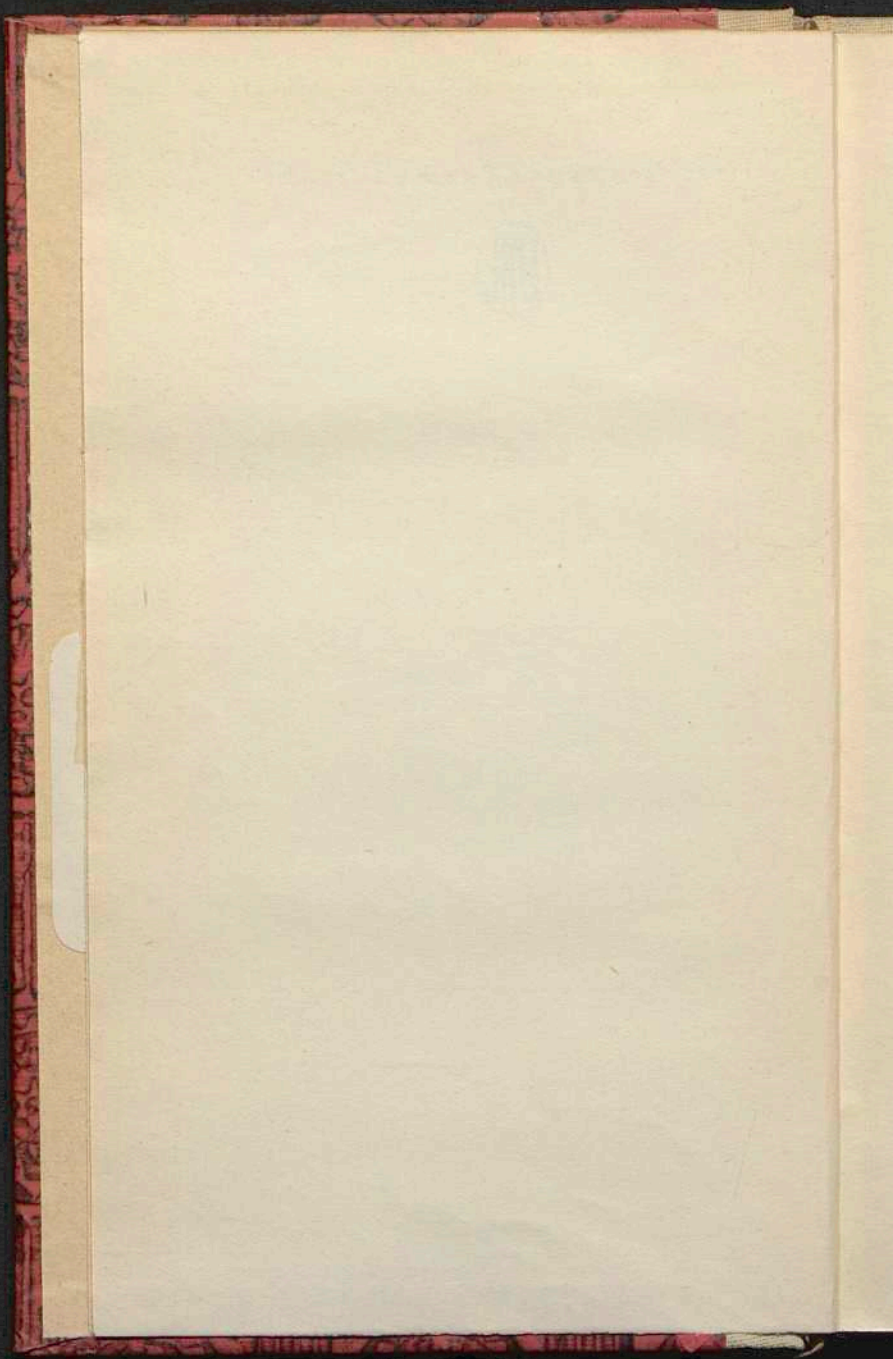






Alfred Neumann / Der Konnetabel





Alfred Neumann

Der Konnetabel

*

München bei Georg Müller

1927



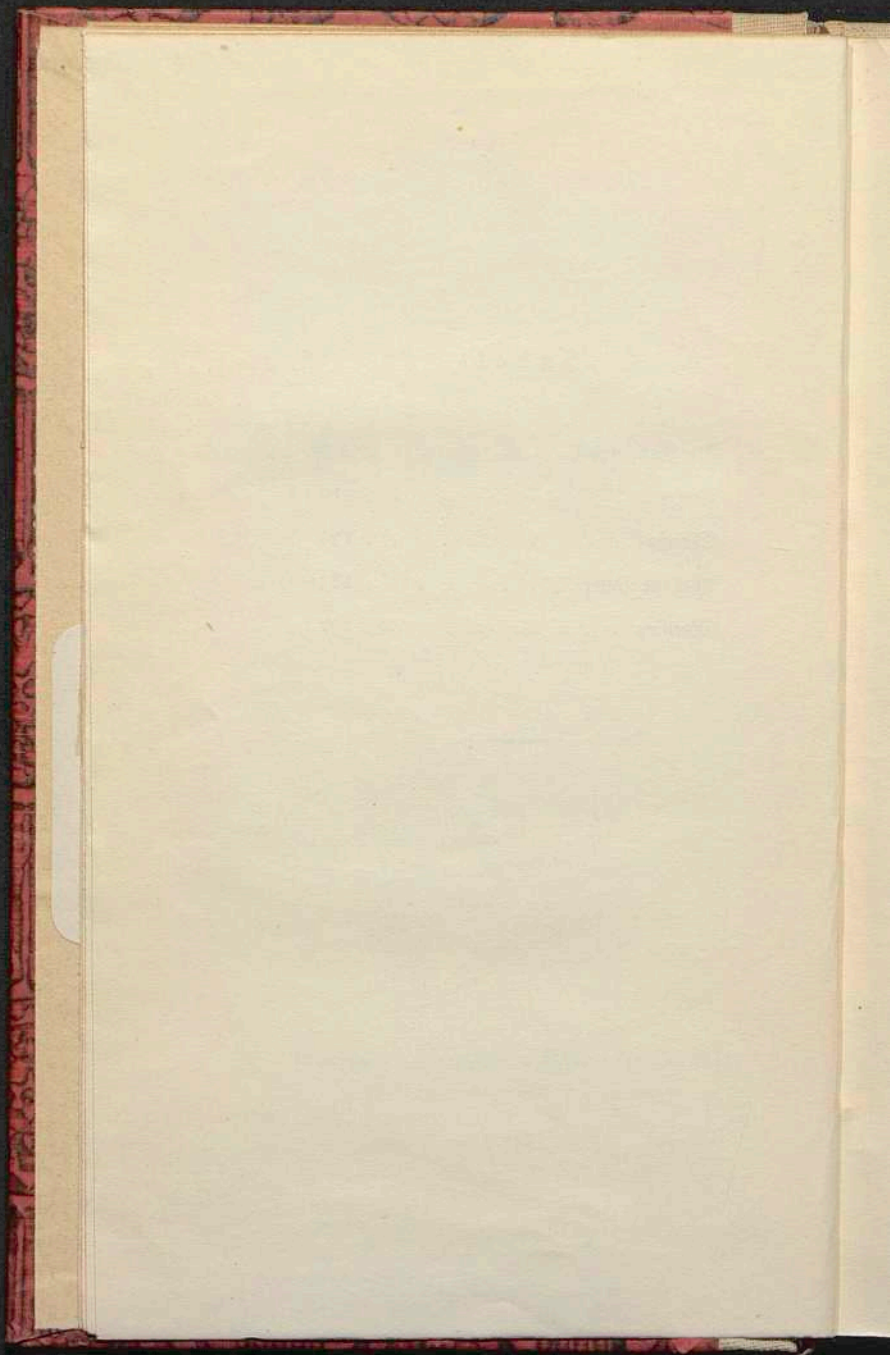
18/72/10871 (6)

Copyright 1927 by Georg Müller Verlag A.-G.
München. Printed in Germany

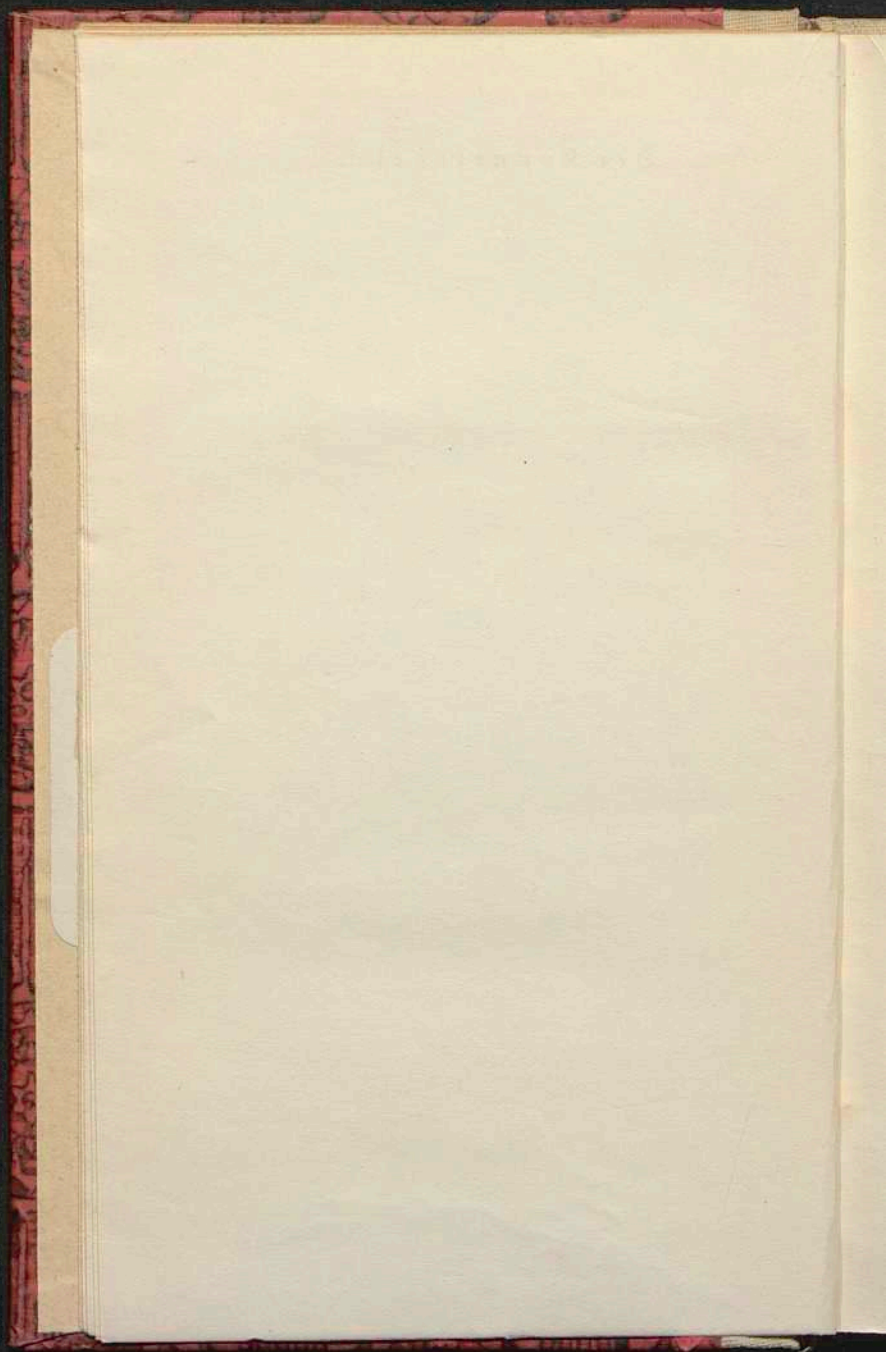
8

Inhalt

Der Konnetabel	7
Rugge	19
Choreia	139
Abel der Vater	183
Mathieu	197



Der Konnetabel



Der Konnetabel Colonna, ein ernster Mann von verwirrender Sicherheit der Haltung, sagte vier Monate nach der Hochzeit zu seiner um dreißig Jahre jüngeren Frau:

„Madame, betrügen Sie mich nicht. Wir sind nicht in Versailles, wir sind in Italien, und das ist Spanien in den Fragen der Ehre.“

Marie Colonna liebte seine leise und gleichmütige Stimme nicht. Sie liebte diesen Mann nicht, dessen Würde auch im Bett nicht einschloß. Er schien ihr von einer Art respektabler Lächerlichkeit, über die zu lächeln sie sich jedoch aus unbestimmten Gründen hütete. Ueberdies hatte sie ihn bereits betrogen; die Abgründe in seinen Worten erschreckten sie mit einemmal. Da sie nicht spürte, welche Gedanken und welches Wissen hinter seiner kalten Stirne waren, wollte sie sich als kluge Frau durch keine Replik schaden. Sie weinte also. Der Konnetabel berührte ihr Haar:

„Wenn ich Sie beleidigt habe, Maria, verzeihen Sie mir.“ Er küßte ihre Hand und ging. —

Die Fürstin Colonna war die illegitime Tochter

des Kardinals, der Frankreich regierte. Als ihre achtzehn Jahre am Hofe genug Verwirrung ange-richtet hatten und der junge König um ihres Körpers willen jeder dynastischen Verpflichtung aus dem Wege ging, veranlaßte die Königin-Mutter den Kardinal, das Mädchen ins Ausland zu verheiraten. Mit Hilfe des päpstlichen Nuntius wurde der Principe Colonna gefunden. Marias unbedenkliche Art fand leicht den Übergang von Paris nach Rom; das ungeheure Vermögen und die Stellung des Konnetabel glichen die Differenzen der mondänen Sphären aus und gewöhnten sich an die etwas verdüsterte und strenge Pracht des Palazzo Colonna. Da der gute Zufall es wollte, daß sie einen früheren, sehr schätzbaren Liebhaber in der Person des französischen Gesandten wiederfand, da außerdem der Nepote Ghigi, Roms erster Lebemann, in toller Verliebt-heit schon während des Hochzeitsbanketts sich um ihre Gunst bemühte und selbst jetzt, als eine ihrer Launen ihn zum Glück ließ, mit ungeminderter Brunst um die Wiederholung flehte, fand sie auch in ihrem neuen Leben den amüsanten Anlauf der Männchen, wie sie es gewohnt war. Der Konnetabel, der die Geschäfte der Repräsentation nicht schätzte — ohne sie in seiner uner-schütterlichen Dignität zu vernachlässigen — und die meiste Zeit in seinem Laboratorium nach dem philosophischen Stein suchte, belästigte auch seine

Frau nicht sonderlich und beschränkte ihre Freiheit in keiner Weise. Er wohnte in einem andern Flügel des Schlosses, bekümmerte sich niemals um ihre Besuche und blieb in sehr seltenen Fällen nach dem Abendessen in ihren Gemächern. Die Fürstin hätte sich aus seiner Gleichgültigkeit das Recht, ihn zu betrügen, abgeleitet, auch wenn sie nicht mit dem festen Vorsatz nach Italien gekommen wäre, sich die Versailler Spiele zu erhalten. Seine wortkarge, sehr höfliche Art war für sie Ausdruck erwarteter Toleranz gewesen. Jene Warnung hatte sie nicht erwartet. Sie war einige Tage nachdenklich und empfing weder den Duc Noailles noch Don Chigi. Doch da der Konnetabel seine Gewohnheiten um nichts veränderte, mit keinem Worte die Warnung oder gar einen Verdacht erwähnte und seine ruhige Höflichkeit beibehielt, ohne sich mehr um das Tun und Lassen seiner Frau zu bekümmern als früher, glaubte sie an keine Gefahr. Sie ließ Noailles wieder zu den zärtlichen Levers. Sie erlaubte Chigi, ihrem Bade beizuwohnen, und freute sich, daß ihm die Knie zitterten. An diesem Mittag fragte der Konnetabel leise — und seine Lippen bewegten sich kaum:

„Madame, wissen Sie, was Sie riskieren, wenn Sie mich betrügen?“

Die Frau warf den Kopf zurück und sprach mit harten Augen:

„Ich verstehe Ihr Französisch bei Gott nicht, Lorenzo.“

In vollkommener Ruhe wiederholte er den Satz italienisch.

„Ich betrüge Sie nicht, mein Freund,“ sagte sie lächelnd; „im übrigen werden Sie sich in der Rolle des Pantalone selber nicht vorstellen können, Colonna.“

Der Kommetabel schob mit einer kleinen Handbewegung ihre Worte beiseite:

„Sie möchten Ihr Leben riskieren, Madame,“ sagte er.

Er hob ein wenig die Brauen und sah sie an. Die Fürstin war blaß. Sie wußte jetzt, daß dieser Mann zu fürchten war. Sie duckte sich ein wenig, wie eine Katze, gegen die man die Hand hebt.

„Nehmen wir den Fall an,“ sprach sie mit einer anmutigen Bewegung der Schulter, „ich hätte mich gegen Sie vergangen und würde in Wahrheit bereuen. Könnten Sie mir verzeihen?“

„Gewiß, Maria, aber Sie hätten nichts mehr davon.“

„Das heißt, Sie können der Lebenden nicht verzeihen?“

Colonna hob die Achseln. Die Fürstin hatte einen klaren Haß in den Augen.

„Halten Sie mich Ihrer Gerichtsbarkeit für wehrlos ausgeliefert, Colonna?“

„Mich dünkt, wir sind aus der Theorie gekommen, Madame. — Haben Sie mich betrogen?“

Die Fürstin verwirrte sich an seiner inquisitorischen Ruhe; sie entgegnete gereizt:

„Und wenn es mir beliebte, ja zu sagen, um endlich ihre Aktivität bewundern zu können?“

„Dann muß ich Sie und mich bedauern.“

„Nur uns beide?“

Der Konnetabel lächelte auf häßliche Art.

„Auch den Dritten, Madame.“

Er setzte nach einer peinlichen Pause hinzu:

„Auch den Vierten.“

Die Fürstin verließ das Zimmer, die Schultern etwas hochgezogen, mit kleinen entrüsteten Schritten.

Der Kampf begann, von dem die Chronisten des Seicento nur das sichtliche Ende mitzuteilen wußten. Da die Colonna eingesehen hatte, daß ein Rückzug nicht mehr möglich war, beschloß sie den Angriff. In der folgenden Zeit stieß dem Konnetabel allerlei Unheil zu: der Sattelgurt löste sich während des Reitens, das Jagdgewehr entlud sich in der Hand des hinter ihm schreitenden Lakaien, im Laboratorium kam es aus rätselhaften Ursachen zu Explosionen. Dem Konnetabel geschah nichts; aber er entließ alle französischen Diener und auch die Kammerfrauen, die Marie aus Paris mitgebracht hatte. Sie stellte ihn zur Rede.

„Wir sind im Kriege,“ sagte er leise.

Der Duc Noailles wollte sich wegen seiner diplomatischen Stellung nicht für sie bloßstellen, Don Chigi hatte nicht den Mut, den mächtigen Colonna zu töten; seine Leidenschaft nahm in dem Maße ab, als die persönliche Gefahr näher kam. Die Fürstin, im erstickenden Gefühl der Hilflosigkeit, dachte an Flucht; sie bat ihren Mann, sie nach Frascati in die Sommerfrische gehen zu lassen. Der Konnetabel sagte das erste Mal zu ihr: nein.

„Mein Gott!“ schrie sie, „was zögern Sie dann, wenn es Ihnen ernst ist!“

„Es ist mir ernst,“ sagte er.

„So machen Sie ein Ende!“

„Ich mach es bereits.“

Sie taumelte zurück, im Gesicht grünlich.

„Gift!“ keuchte sie. Der Konnetabel sprach kein Wort und beobachtete sie. Marie machte eine Bewegung, als wollte sie ihm an den Hals springen. Dann fiel ihr der Kopf mit offenem Mund zur Seite; sie drehte sich um sich selbst; Colonna fing sie auf. — —

Als sie aus der schweren Ohnmacht erwachte, fand sie sich in ihrem Schlafzimmer. Die Lichter brannten. An ihrem Bette saßen der Konnetabel, der Duc Noailles und Flavio Chigi.

„Meine Herren,“ hörte sie ihren Mann sprechen, „die Fürstin wird in wenigen Sekunden aufwachen.“

Das hervorragende Präparat meines Florentiner Chemikers läßt jede Phase der Vergiftung minutiös vorausbestimmen. Der Tod tritt heute morgen um sechs Uhr durch Herzlähmung ein.“

Marie hob ein wenig den Kopf; sie fühlte sich so schwach, daß sie nicht sprechen konnte. Noailles und Chigi hatten blasse Lippen.

„Wie fühlen Sie sich, Madame?“ fragte Colonna und beugte sich über sie. Marie schnitt eine Grimasse des Abscheus. Er sprach weiter: „Diese beiden Herren folgten unklugerweise der Einladung, die ich Ihnen in Ihrem Namen übersandte. Dieser Eifer ist zwar eine schöne Huldigung für Ihre bekannten Reize, Madame; aber er hat doch die Herren in eine Falle geführt. Diese Nacht werden Sie den Kavaliern keine Freude bereiten.“

„Fürst Colonna,“ unterbrach ihn Noailles mit etwas unsicherer Stimme, „Gewalt gegen den exterritorialen Gesandten ist Völkerrechtsbruch und dürfte für den Kirchenstaat...“

Der Konnetabel brachte ihn mit einem Blicke zum Schweigen:

„Erzellenz, glauben Sie, daß ich jetzt aufgelegt bin, das Völkerrecht zu respektieren?“

„Ich biete Ihnen ritterliche Genugthuung, wenn Sie mir erlauben, mich zu entfernen,“ sagte Noailles.

„Ich biete Ihnen jede Genugthuung, die sich

mit meiner Stellung zum Heiligen Vater ver-
trägt," flüsterte Chigi.

„Madame," wandte sich der Konnetabel mit
seinem bösen Lächeln an die Fürstin, „die Herren
denken doch an Desertion. Ich bin es Ihrer
Schönheit schuldig, die Fahnenflucht zu verhin-
dern." — Er sagte zu den Männern: „Darüber
ließe sich reden, hätte ich für meine Genugtuung
nicht schon selber gesorgt."

Er zeigte auf die Weingläser, aus denen die
beiden getrunken hatten:

„Was für die Geliebte recht ist, sei für die
Liebhaber billig."

Noailles griff sich an die Kehle, als wollte
er sich würgen. Chigi fiel auf die Knie und betete
wimmernd und maßlos schnell. Der Due riß sich
die Kravatte auf, taumelte hoch, zur Tür hin.
Chigi umklammerte die Beine des Konnetabels.

„Lassen Sie Ihre Anstrengungen, meine
Herren," sagte Colonna leise belustigt. „Ich
konstatiere, daß die Fürstin ihr Los männlicher
trägt. Die Tür ist verschlossen und bewacht. Der
Kniefall vor mir neutralisiert nicht das Bella-
donnapräparat. Mein mitleidiger Sinn nur ver-
bietet mir, Ihnen die Stunde der Wirkung anzu-
kündigen."

Die Herren ließen sich in die Sessel fallen,
kalten Schweiß auf der Stirn und ohne einen
Blick für die Fürstin, die mit geschlossenen Augen,

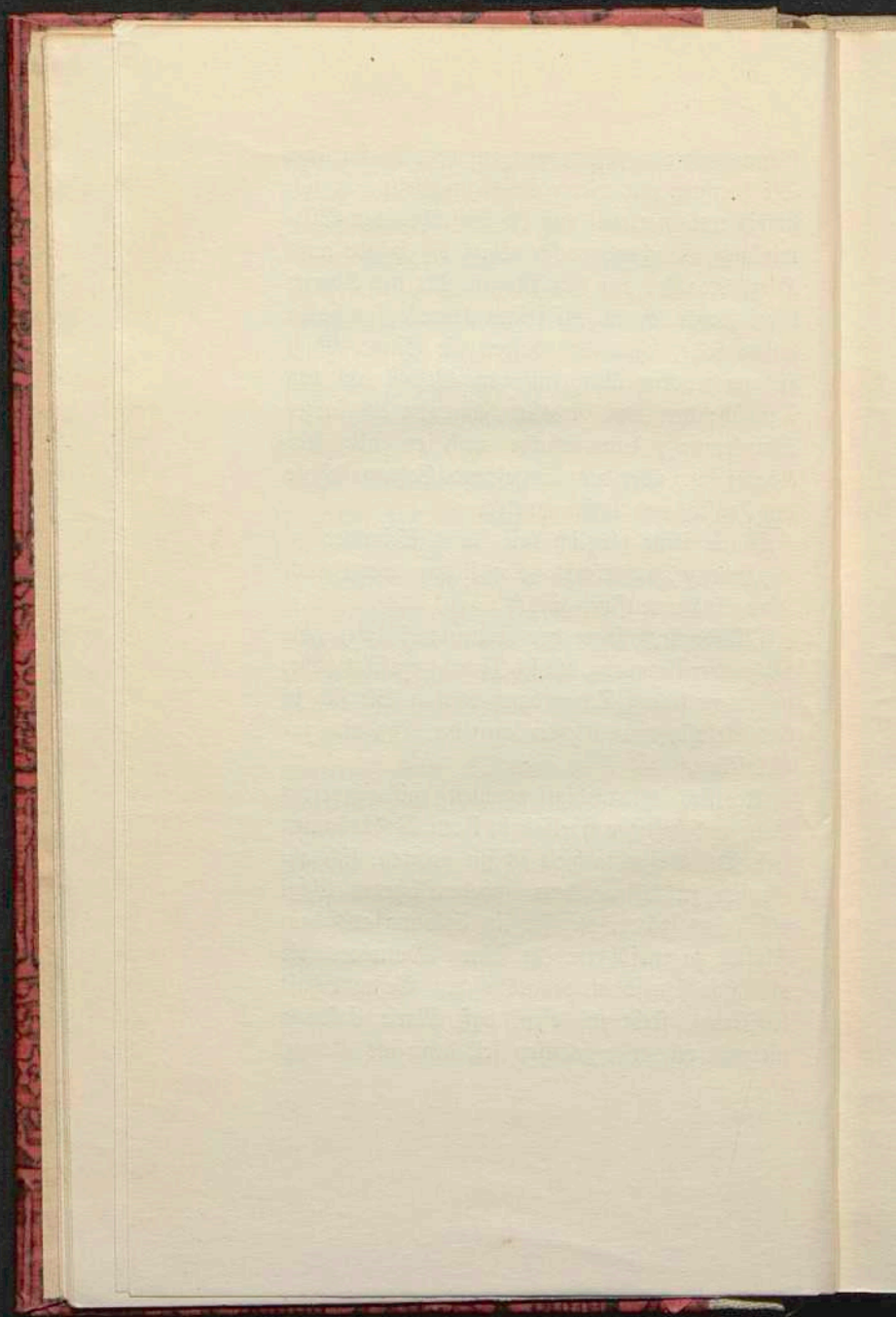
stumm und ohne Bewegung auf dem Rücken lag. Sie horchten mit wirrer Angst im Gesicht in sich hinein und warteten auf die Anzeichen der Giftwirkung. Keuchend preßte Chigi die Hände aufs Herz, Noailles auf den Magen. Als der Konnetabel fragte, ob er jetzt seinen Hauskaplan holen lassen solle, schwanden beiden die Sinne. Chigi fiel nach vorne über, mit dem Gesicht auf den Teppich; den Duc Noailles schüttelte ein kurzer Weinkrampf; dann wurde auch er still; sein Körper hing über dem Sesselrand. Colonna lehnte am Fenster und lachte lautlos.

Marie sagte plötzlich mit klarer Stimme:

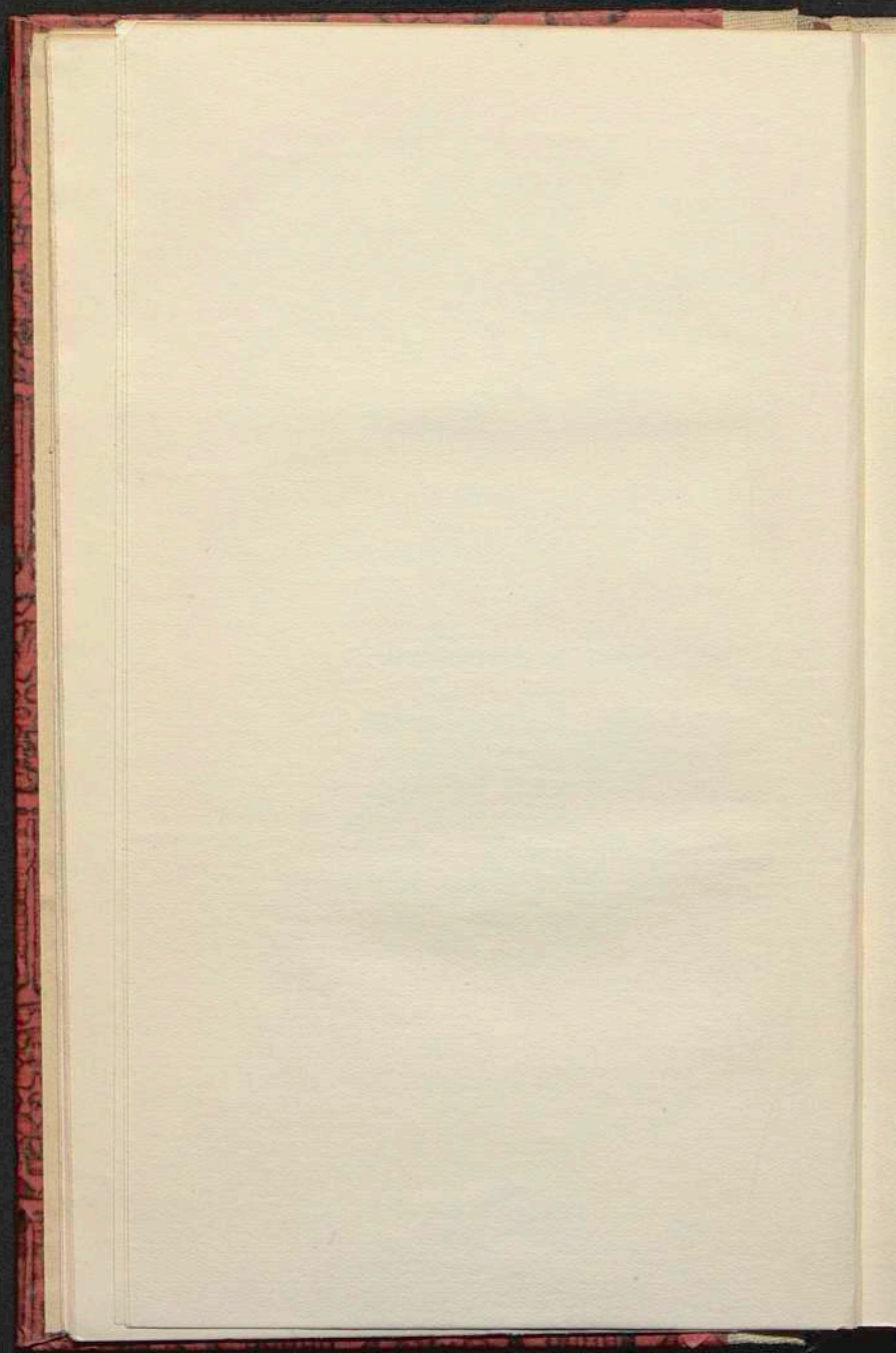
„Lorenzo, ich könnte Sie lieben, wenn auch Ihre Späße teuflisch sind.“

„Madame,“ sagte der Konnetabel kalt, „die Magenverstimmung, die ich Ihnen zugefügt habe, dauert noch drei Tage; dann werden Sie sich in das Ursulinerinnenkloster auf der Lungara zurückziehen.“

Noailles und Chigi wachten mit schwerem Kopf und heftiger Uebelkeit in ihren Wohnräumen auf. Der Gesandte hielt es für geraten, sich abberufen zu lassen; dem unbedenkllicheren Chigi glückte es später, die Fürstin Colonna aus dem Kloster zu entführen. In seinen Memoiren, die als Handschrift in der römischen Gesandtschaft kursierten, steht zu lesen, daß Marie Colonna niemals reizvoller gewesen sei, denn als Nonne.



R u g g e



I.

Der Spielmann Rügge desertierte in der Nacht von Mittwoch auf den Donnerstag. Er sprang nackt von einer Wachstube, deren schwachbegittertes Fenster nahe über dem See hing, ins Wasser und schwamm mit ruhigen Stößen gegen die Bucht, die — blätterverhängt und schweigsam — das Boot, die Kleider und das Geld barg. In dem Dickicht lag er kurze Zeit, betäubt von dem Geruch der Erde. Dann zog er sich an und glitt, die Ruder leise getaucht, über den See und in die Richtung des Ufers, mit dem das fremde Land anhub.

Nach zwanzig Minuten fiel ein Schuß auf die Nacht. Das Wasser zuckte zusammen und zitterte an den Rändern von Lichttropfen. Rügge, dessen Gesicht ihnen zugewandt war und dessen Hände von ihnen fortdrängten, wußte ihre Bedeutung und biß die Zähne aufeinander. Die Funken tanzten wie gespiegelte Sterne über den See und bestreuten eine weite Fläche. Von einer Insel, geballte Faust zwischen dem Mann und

der Freiheit, sprangen andre Lichtflecke in das Wasser und glühten den Bogen um das leuchtende Boot zum Kreis. Als Rugges verzweifelte Lippen in die Wellen sanken, war schon ein Patrouillenboot auf vielen, schnellen Rudern da, schnitt ihn mit Fackeln aus dem Dunkel und streckte den geschickt Erfassten gefesselt unter die Bänke.

Ein Mann, der lachend über seinem Kopfe ruderte, stemmte den schweren Hacken gegen seine Schulter, bis er, die Zähne im nassen Holz, ohnmächtig wurde.

Er erwachte in Dunkelarrest. An die feuchte Mauer lehnte der See. Er fühlte es, flatterte mit den Händen nach Luft und schrie. Der Schrei zersackte so ohne Mitleid und Echo, von den nicht sichtbaren Grenzen des Raumes so gleichmütig erschlagen, daß er mit geschlossenen Augen stumm wurde.

Dann rasselte ein unwilliges Schloß; die Thür bewegte sich langsam; die weißen Gamaschen dreier Infanteristen hielten sich in den Blick. Aufstehn! sagte man, Hund! sagte man, Gewehrkolben stampften mit raschem Abstand um Rugges Füße auf die Steine. Jemand holte Atem und rief sehr laut:

„Zum Hauptmann!“

Der streckte breit und rot das Gesicht aus der straffen Halsbinde. Die Haare waren schlecht

gepudert und liefen über die grausame Schläfe in die Backe. Er sah den Vorgeführten kaum an und drehte ihm den Rücken.

Warum er desertiert sei. Warum er gestern abend mit seinem Korporal Streit begann und ihn schlug. Ob er gestehe, dem besinnungslos Liegenden den Geldsack von der Brust gerissen zu haben. Ob er wisse, daß er schon wegen eines dieser drei Verbrechen erschossen werden könne.

Der Hauptmann sprach sehr gleichgültig und immer abgewandt. Rügge wurde bleich und sagte schnell:

„Der Korporal schielte.“

Der Hauptmann warf den Körper herum und schleuderte mit dem Stiefel den Stuhl zur Seite, der an den Sporen umfiel:

„Ist das ein Grund?“

Rügge wurde hastiger:

„Er nannte mich Teufel, weil ich beim Würfeln oft gewann; weil ich viele Frauen hatte und nie krank wurde; weil ich Geige spiele. Er hat kein Recht, vom Teufel zu sprechen, wenn er nichts begreift.“

„Was soll das?“

„Herr Hauptmann, er geht jeden Sonntag zur Messe und schlägt an jedem Wochentag mit seinem Stock die Rekruten in die Kniekehlen; manchmal auch auf den Bauch.“

Ein Soldat meldete sich zum Worte. Die

Mannschaften seien überzeugt, daß der Spielmann Rugges des Teufels ist, zum mindesten ein Ungläubiger. Er führe schlimme Reden, trommele Müdigkeit in die Beine, geige zur Nacht das Blut in Sturm, daß die Männer sich greiffen; gewänne immer, ohne zu betrügen.

Rugges unterbrach ernst:

„Nein, ich betrüge.“

„Desto schlimmer,“ sagte der Hauptmann.

„Wir bitten um einen andern Spielmann,“ schloß der Soldat; „denn jener wird uns in den Tod spielen.“

„Zu was andres denn wird euch gespielt?“ lächelte Rugges.

Der Hauptmann befahl Schweigen. Er ging nahe an den Gefangenen heran und schien jetzt sehr aufmerksam:

„Warum hast du den Korporal bestohlen?“

„Ich hatte ihn gewinnen lassen und es reute mich.“

„Was brauchtest du Geld, wenn du immer gewannest?“

„Ich brauchte es nicht. Doch warum soll ich nicht stehlen, wenn ich schon schlage? Der Korporal lag so da.“

„Du bist gefährlich, Bursche.“

„Wir sind alle gefährlich, Herr.“

Der Hauptmann sah ihm in die Augen und wich langsam zurück.

„Warum wurdest du Soldat?“

„Den kurfürstlichen Werbemern gefiel meine Körperlänge und sie fragten mich nicht mehr, als ich nüchtern war.“

Der andre wies die Begleitsoldaten mit einem kleinen Wort hinaus. Er ging langen Schrittes durch das Zimmer und preßte die Hände gegen das weiße Tuch über seiner Brust. Dann, wie unter dem schnellen Schwung eines Gedankens, drehte er sich auf den Hacken zu Rügge:

„Soll ich dich laufen lassen, Junge?“

„Ja.“

„Was bietest du mir dafür?“

„Meinen Dank.“

„Ich glaube, das ist nicht ganz wenig.“

Er schritt wieder durch das Zimmer. Die Knie knickten unter der Bucht einer Überlegung und der Zopf hüpfte über dem breiten Nacken. Dann warf er sich auf den Sessel und drückte das Kinn in die Hand:

„Sprichst du fremde Sprache, Rügge?“

„Jetzt beginnt mein Dank Geld zu kosten, Herr. Doch dann bin ich bereit.“

„Du bist ein Schurke von guter Art. Darum können wir offen reden. Du wirst heute abend wieder desertieren, Rügge, du wirst über den See kommen, und drüben für uns offene Augen haben. Du wirst deine Talente gebrauchen und

kannst nicht nur uns, sondern auch dir nützlich sein.“

„Auch drüben werden Spione gehängt, Herr Hauptmann.“

„Für Menschen wie du ist es leichter, Spion als Deserteur zu sein. Bist du bereit?“

„Ja.“

„Ich sage dir nur noch eins: wir haben Hände, die bis drüben reichen. Wenn du nicht bei der Sache, bei unserer Sache bist, wirst du sie in irgend einer Nacht letztgültig um deinen Hals fühlen.“

„Warum sagen Sie mir das, Herr. Ich habe nicht vor, mich noch ekelhafter zu fühlen als in diesem Rock. Sie nehmen Illusionen, die zu solchem Geschäft nötig sind.“

„Bravo, Ruggle! Du gefällst mir zu gut, als daß ich mir nicht Übergänge ersparen könnte. Zudem ist unser Gespräch unverbindlich. Wir sind ohne Zeugen. Wenn es dir einfiel, nach den Worten, die ich jetzt sagen will, die Tür zu öffnen und sie andern Ohren zu wiederholen, wirst du nicht nur als Ketzer, Dieb und Deserteur, sondern auch als Idiot behandelt. Die Strafe wird dadurch kaum wesentlich beeinflusst.“

„Ich erwarte nun, Herr Hauptmann, daß Sie jetzt sich selbst mir als Spion vorstellen und, um der nötigen Drastik willen: für die fremde Macht.“

„Und wenn es wahr wäre, Ruggé?“

„Dann möchte ich mir erlauben, vor allem über Ihren Schädel zu staunen.“

„Warum, Bursche?“

„Er gibt Ihnen die Möglichkeit, Marschall zu werden, ohne jemals dem eigenen Spiegelbild eine Intrige zuzutrauen.“

Der Hauptmann lachte gutmütig. Er stand auf:

„Mit Vertraulichem kommt Frechheit. Das müßte dir eigentlich nicht anstehen. Es sei denn: die Umkehrung.“

Ruggé sagte mit hartem Gesicht:

„Sprachen Sie die Wahrheit, Herr, oder wollten Sie meine Qualitäten dringlicher prüfen?“

„Du sprachst die Wahrheit über mich, Freund, so wahr ich Matta heiße“

Er reichte ihm die Hand.

II.

Ruggé wartete unruhig. Das matte Grau, das vom Tag in die Zelle fiel, war schwarz zerflossen. Abendsuppe und Wasserkrug hatten sich hineingeschoben.

Dann ging die Tür auf. Eine Blendlaterne wurde gegen sein Gesicht getragen. Er sah noch unbestimmt einen Arm in dem Lichtstrom, fühlte rauhen Stoff über den Kopf geworfen und blieb

in der Luft hängen, als ihm ein herabstreichender Griff die Beine hob. Jetzt pendelte er wie in einer Hängematte und konnte die Glieder nicht mehr gegen die enge Luchhülle spreizen. Man trug ihn einen langen Weg und viele Treppen abwärts. Zuweilen glaubte er, senkrecht abzugleiten.

Er hörte kein Wort, nur die ausgeglichenen Schritte der beiden Träger. Nach einem dumpfen Schlag — ein Stiefel schlug wohl gegen schwere Bohle — drängten sich frische Luft und ein paar Sterne durch die Sackporen. Jetzt schlugen die Sohlen nicht mehr auf Stein und Holz und verglitten weich. Die Ohren griffen den leisen Laut gepressten Nasens. Die Luft wurde kühlter und ließ mattendende Wellen hören.

„Der See!“ rief Ruge mit einemmal und stemmte den Kopf gegen den Stoff. Ein schwerer Griff drückte ihn zurück, jemand lachte.

„Der See!“ schrie Ruge und schnellte die Füße aus den Händen des Vorderen. Mit starkem Rucke des Rückens riß er sich frei, hoch, — hörte Flüche, hob sich und den Sack in weitem Sprunge nach vorn, fiel und rollte den Steindamm hinunter ins Wasser.

Als er geschickt tauchend von der schweren Hülle frei war, hob er den Kopf und sah gegen die helle Nacht die beiden Silhouetten der Träger. Sie standen schräg über seinem Blick auf der

Böschung und führten schweigend den schmalen
Regel der Blendlaterne über das Wasser. Rügge
rief, den Lichtstrunk meidend, was mit ihm ge-
schehen solle. Der eine sagte: Esel! und der
andre drehte die Laterne gegen sich. Es war
der Hauptmann. Rügge erschrak, als das Gesicht
breit, grinsend und weiß aus der Nacht kam. Er
schluckte Wasser und hustete. Die beiden lachten
und wiesen ihn zu seichter Stelle und flachem
Steinstrand.

„Was für eine Angst!“ spottete Matta. „Und
welche törichte Flucht ins Erfaufen! Wir wollten
nichts andres als dich bequem und sachte in die
Freiheit tragen. Du traust mir noch viel zu
wenig, Rügge.“

Sie gingen den See entlang.

„Ich friere,“ sagte Rügge.

Der Hauptmann hieß ihn die nassen Kleider
ausziehen und warf ihm seinen weiten Umhang
zu. Das Bündel solle er auf der Mitte des Sees
über Bord werfen.

Jetzt blieb der Begleiter, der wortlos einige
Schritte vorausging, stehen und betrat einen
Steg, der undeutlich über das Wasser führte.
Die beiden folgten ihm bis zu dem plumpen,
gegen das Holz knarrenden Fischerkahn und
sprangen hinein.

Matta hob die Laterne gegen den Dritten,

einen Mann mit schweren Augenbrauen und brutalen Lippen:

„Dieser hier ist Zeo, dein Gefährte.“

Einer der beiden Ruderknechte, die sich still im Hintergrund hielten, trat vor, bückte sich zu einem Kasten und sagte:

„Die Kleider.“

„Zieh sie an,“ befahl Matta.

Als Ruggie den Mantel abwarf, ließ sich Zeo auf die Knie und biß ihn kurz und scharf in den rechten Oberschenkel.

„Was soll das!“ schrie Ruggie und stieß mit dem Fuße nach ihm.

„Es ist das Zeichen unserer Gemeinsamkeit,“ sagte der Hauptmann ruhig, „und ein Paß, der gut und von Dauer ist.“

„Und ein Steckbrief, geschickt auf die Haut geschrieben; denn er brennt teuflisch!“ rief Ruggie.

Matta hob ernst die Hand:

„Ein Steckbrief nur unserer Gerichtsbarkeit. Aber sie ist furchtbar, wenn sie nötig wird.“

Ruggie senkte die Laterne zum Schenkel:

„Der Biß ist schwarz und wie eingestempelt! Wer seit ihr, Herren? — Ich bin für endgültige Siegelung noch nicht alt genug! Was wißt ihr denn von mir?“

Matta lachte:

„Noch nicht viel, aber bald genug. Wie du von uns.“

„Ich habe große Lust, mich mit diesen Proben zufrieden zu geben und nicht mehr neugierig zu sein.“

Matta holte eine Pistole aus der Tasche:

„Dafür ist es in jedem Falle zu spät. Ich habe als dein Hauptmann das Recht, dich neuerlich Desertierenden zu erschließen. Doch ich habe noch viel mehr Gewalt über dich.“

„Über den Mord hinaus dünkt es mich Anmaßung, Herr!“

Der Hauptmann steckte die Waffe ein:

„Ich will dir nicht mehr drohen, Ruggе. Du antwortest zu gut und kannst, wenn du willig bist, mir ebenbürtig werden. Diese Möglichkeit sollst du bald beweisen. Ico bringt dich an einen Ort, wo dir gute Ausbildung wird. Nutze sie nach Kräften. Hier hast du Geld. Wir sehen uns wieder.“

Er sprang auf den Steg, drückte den Hut ins Gesicht, schlug den Mantelzipfel über die Schulter und ging. Sein Schritt hallte noch, als man ihn nicht mehr sah.

Ruggе fühlte eine volle Börse zwischen den Händen.

Der Kahn torfelte in den See.

Die Stille war sehr tief. Der einfältige Ruderschlag und das kleine Gekreisch der Eisenangel störten nicht: Ruggе atmete tief und fühlte

ungeheuren Willen zum Leben. Er riß das Wams auf, warf sich Wasser gegen die Brust und rief:

„Gebt mir Ruder!“

Der eine Schiffer stand auf, ließ ihn auf seinen Platz und streckte sich müde auf eine Bank. Der Kahn zitterte unter Rugges freudigen Muskeln und glitt schneller.

Dann, als der betäubende Duft von irgend welchen Blumen über sie kam und kleine Fische silbern aus dem Wasser sprangen, breitete Ico, hell im Laternenlicht, die Arme aus und sang die Schwermut eines ganz weichen südlichen Liedes. Rugges Ruder erstarrten in der Luft und der andre ließ sie im Wasser schleifen. Das Boot schaukelte erstaunt hinter den Tönen her.

Ico brach ab und schlug die Faust auf das Knie:

„Welcher Narr singt, wenn er flieht!“

Froh, daß der Schweigsame sich regte und aus seinem harten Munde Lieder kamen, bat Rugges:

„Singe weiter oder sprich mit mir.“

Der Schwarze sah über den See:

„Genug der lauten Sentiments! Es könnte doch ein Wachboot nicht schlafen und unbequem werden.“

Nach einer kleinen Pause, stärker:

„Genug der Gefühle! Wir sind dazu da, um es nicht leicht zu haben.“

„Ich muß mich notgedrungen für deine Beschwerden interessieren, Freund.“

„Mußt du das? Gibt es Menschen, die auch ohne Not teilnehmen? Ich hoffe: nein. Man müßte sonst noch schlechter sein. — Glaubst du denn, daß du es leichter haben wirst?“

„Nein. Mir scheint, man zwingt mich in die Parallele zu deinem Schicksal. Deshalb eben frage ich.“

Leo saß zusammengeduckt. Dann fuhr er mit einem raschen Blick über das Wasser hoch:

„Rudert, Bände!“

Und zu Ruggen:

„Jetzt laß deine kurfürstlichen Fesseln schwimmen.“

Ruggen gehorchte und sah ihm dicht in die Augen:

„Du willst ja sprechen; so überwinde doch! Ich heiße Christian Ruggen und wurde geboren, als es neun Monate her war, daß das austrosardische Heer sich über Piacenza wälzte. Wer mich Christian nannte und warum ich Ruggen heiße, weiß ich nicht. Vielleicht sagen es dir die Karmelitermönche, die mich gottlos machten, oder der toskanische Lambourmajor, der mich Zwölfjährigen küßte, prügelte und mich durch vier Jahre den Schlachten nachschleppte. — Freund, die Mönche glücksten, wenn mir die Karbatsche den Rücken strich. Freund, ich mußte in einem

Kindersarg schlafen, wenn ich nicht zu ihnen auf die widerlichen Matratzen kam. Freund, ich mußte die Offiziere des Marschalls von Sachsen nackt bedienen und mit ausgestrecktem Arme verhüllte Lampen halten, wenn sie mit den Frauen schliefen. Ich rollte mit einer ungeheuren Welle von Gemeinheit und Blut durch Europa, meine Seele ist zu tief und zu oft durchgepflügt, zu roh und zu oft nach oben oder nach unten gebogen, um nicht zur schwersten Belastung elastisch sein zu können. Noch bin ich nicht so schlecht, als ich es sein könnte, und noch kein Heiliger über dem Schlechten, trotzdem ich es ohne Erstickten durchlief.“

„Es ging dir nur über die Knöchel, Ruggе. Jetzt steigt es bis zum Biß am Schenkel. Doch du bist mutig, Ruggе. Ich bin es auch, Bruder.“

Er lachte und schwieg eine kleine Weile. Dann fuhr er fort:

„Was für ein Kerl ist dieser Matta! Er weiß im Umkreis der Erde alle jene zu fangen, die Sturm im Blute tragen. — Oh, Matta ist ein Liebling des Meisters. Welchen Meisters? fragst du. — Frage nicht, Ruggе. Unseres Meisters, Ruggе, der uns mit einer kleinen Bewegung des Kopfes erwürgt oder neben Könige setzt. — Ich bringe dich zu ihm. Sei klug, Ruggе! In sein schönes Haus laufen ganz heimliche Fäden von Macht zusammen. Länder können sich an diesen

Fäden die Venen zerschneiden, wenn es der kleine Finger des Meisters will. Sei klug, Ruggel! Du hast das Talent, ein kleiner Finger zu werden.“

Geo senkte die Stirn:

„Ich bin aus Guanajuato und habe noch zu viel Gewissen. So bleibe ich Lakai. Das ist seltsam; denn wir im Norden der Stadt Mexiko haben an den Porphyrbergen das Gewissen abgewetzt und sind allein schon durch die rohe Nachbarschaft des Goldes besitzend und herrisch. Doch was hilft es? Ich wehrte mich mit meinen Muskeln, ja, mit meinen Waffen, als mir einer meinen Anteil aus der Silbermine schmälern wollte. Deshalb auch mußte ich fort und war kaum in Frisco sicher. Aber jetzt? Wenn aus einer dieser geflüsterten Stunden der Meister laut wird, rettet nichts vor seinem Befehl.“

Geo strich sich über die Stirn und rief den Schiffern zu:

„Schneller, Leute!“

Dann sprach er weiter:

„Als ich bei dem ersten Auftrag, der um meines brutalen Körpers willen brutal war, diese vier kleinen Worte fragte: was hat er getan? — war ich schon degradiert. Jetzt bin ich, weil ich wenig Schlaf brauche, so etwas wie Schnelläufer und zuweilen auch (er lachte) zu Ehren meines Gesichts und bei wirksamen Ge-

legenheiten: Herold, Reifiger, Dogge und Henkersknecht.“

„Was bei mir?“ fragte Rügge.

„Das kommt auf dich an. — Vielleicht alles Bier — und in dieser Reihenfolge.“

Er lachte. Rügge sah die Seele des Mannes ins Böse pendeln und fragte nicht mehr.

Die Schiffer summten ein Lied, das leise und genau über den Ruderschlägen war.

III.

Gian Brandt saß an dem schweren Tisch und sah durch das offene Fenster die Bäume seines Parkes, die Silberfläche des großen Sees und das helle Gefleckt der Stadt. Ico hinter ihm hatte zu Ende gesprochen und lehnte sich wartend gegen den Brokat der Wand.

„Ich will ihn sehen,“ sprach der Meister.

Rügge wartete in einem Gasthaus am Hafen und würfelte mit einem blondhaarigen Händler. Er war in guter Laune, weil die Sonne schien und weil Mattas Börse etliche Louisdors enthielt. Er schloß daraus auf eine gewisse Großzügigkeit seiner neuen Bestimmung und ließ es lächelnd zu, daß der Blonde hinter dem geschickt gehaltenen Becher die Würfel zu seinen Gunsten las.

Ico kam. Sie gingen beide gegen den sanften

Hügel, auf den die Stadt hinaufwuchs. Das weiße Haus des Meisters lag immer über ihrem Blicke.

Der Türhüter hatte rote Hacken und senkte grüßend den Kugelstab. Die Portale zur Freitreppe öffneten sich von selbst und sehr weit. Rugges scharfe Augen suchten, und sahen durch den Spalt jeder Tür den niedergeschlagenen Blick und das dienende Gesicht chinesischer Knaben. Aber den Böden und Wänden des Innern waren schwere Teppiche und Vorhänge wie Knebel auf Mündern, die schreien wollten.

Tso zeigte auf eine Portiere und blieb stehen. Ein großer blasser Mann in schwarzem Sammet und mit ungepudertem Haare stand unversehens vor ihm und sah ihn an. Rugges staunte über die sehr schmalen und aufgebogenen Brauen, die schräg über bläulichen Lidern waren. Auch die gebeulte Stirn und die blanke Breite der Backenknochen zeugte von mongolischem Blute. Die Nase aber war schmal und romanisch gebogen; der Mund ein enger Strich der Energie.

Jetzt sah Rugges vor dem Blick einen mattroten Schleier, der mit glühenden Punkten weiter und tiefer wurde. Aber das Rückgrat rann eine leichte Schlawheit und die Augen wußten nicht, daß sie sich schlossen. Die Hände griffen, steif im Gelenk, an Brandt vorbei in die Seide des Vorhangs, hoben sie mit Mühe und zogen den

Körper nach sich. Im Zimmer lockte eine gebuchtete Ölfanne mit kleiner und duftender Flamme. Auf die Knie, Ruge! Und niedrig hingeschlürft, um sie am Munde zu haben! Oh, welche weiche Blindheit des Atems! Und der Willen, aus mir heraus und rot hinter meinem Rücken! O Wollust des Feuers zwischen den Lippen und des aufhorchenden Gehorsams! Was werde ich jetzt tun? Wie bin ich neugierig auf die nächste Erschütterung durch den Befehl! Unermesslichkeit des Körpers . . . um ein kleines zurück in die Vergangenheit . . . jetzt ist Sonne auf dem Rücken . . . man sehe Ico . . . man nehme diesen lustig geschweiften Dolch von der Wand . . . lustig wie ein Licht im Wind . . . man lege an der Halskrause an . . .

„Herr, es ist genug,“ rief Ico und duckte sich. Brandt lachte.

Ruge fiel auf den Teppich und schlief fest.

„Ich kann ihn gebrauchen,“ sagte der Meister und klatschte in die Hände. Zwei breite glattgeschorene Männer kamen. Gian befahl:

„Wein, wenn er aufwacht.“

Sie streiften eine helle Seide über den Liegenden und trugen ihn hinaus.

Brandt hob einen Kelem mit rotem Grund und sprach gegen die Wand:

„Ich erwarte den Marchese Ulbi.“

Zu Ico:

„Wann ist Matta fertig?“

„Er sagte, er käme noch in dieser Woche ins Hauptquartier des Generals und melde in zehn Tagen, daß es geschehen sei.“

„Das ist gut. Wenn dieser alte Kolaz besetzt ist, bricht die Krücke, mit der der Kurfürst humpelt.“

Er ging summend durch das Zimmer und sah durch das Fenster:

„Sehr gut so. Jetzt wird der Knicker Piero nicht umhin können...“

Er drehte sich rasch um:

„Dieser Rugga hat Tempo im Blut. Ich will ihn nach Parma schicken. Der Kardinal wird Freude an ihm haben. Er soll dort sehen, wie er mit dem herzoglichen Stier fertig wird.“

Eine goldene Nadel auf dem Schreibtisch pendelte rasch hin und her.

„Der Ulbi kommt. Geh.“

Ico öffnete eine kleine Tapetentür. Gian rief ihm nach:

„Rugga soll heute nacht bei der Versammlung sein.“

Der Marchese trat ins Zimmer und neigte den Kopf. Er war schwächlich, elegant, mit nächtigem Gesicht und abgründigen Augen.

„Der Kardinal soll nicht so ungeduldig sein,“ begann Brandt. „Auch Paris wartet und drängt nicht.“

Ulbi fuhr nervös mit der Hand durch die Luft:

„Der Herzog muß irgend etwas merken. Er wird von Tag zu Tag rabiater und sammelt Soldaten wie früher Gemmen. Der Kardinal hat kaum genug Leute, um seine Person zu schützen. Der Heilige Vater will von nichts wissen, weil er an dem Umsturz nicht interessiert ist und mit Paris Ärger hat. Wir brauchen Sie, um zum Ziele zu kommen, und müssen drängen, weil uns keine Zeit zu verlieren ist.“

Brandt hob den Kopf und trommelte mit den Fingern auf den Marmor des Tisches:

„Verstehen Sie mich doch recht! Es ist nicht Lässigkeit, daß ich zögere. Paris kann den Kardinal nicht zur Herrschaft geben, wenn der rechte Arm gebunden ist. Dazu ist Monsignore Piero zu schwer.“

Er lachte.

„Doch in acht Tagen fällt Kolaz. Sie wissen, was das bedeutet.“

Ulbi war überrascht aufgesprungen:

„Ich begreife, Meister. Filippo hat dann wohl noch einen kurfürstlichen Freund, aber einen Alliierten ohne Waffe.“

Brandt hob sich aus dem Sessel und sah den andern an:

„Ist es notwendig, daß Filippo stirbt?“

„Ja.“

„Marchese, ich frage noch einmal die dring-

lichste Frage: Ist es notwendig, daß Filippo stirbt?"

Ulbi Gesicht zuckte gequält:

„Ja, Meister; denn dieser Mensch ist zu lebendig.“

„Es gibt Leichen, die lebendiger sind als ihr Leben!“

Ulbi hob die Achseln:

„Welche Moralität, Brandt, und von Ihnen! Der Kardinal gibt hunderttausend Livres.“

„Recht, Herr, Sie verweisen mich in meine Schranken. Ich schicke dem Kardinal schon morgen jemanden.“

Ulbi verneigte sich und ging.

Gian setzte sich mit gefurchter Stirn und stützte den Kopf in die Hand. Die Sonne brach sich in dem wundervollen Steine seines Ringes. Es schien, als glänzte das Auge durch den Finger. Die schmale und hohe Standuhr aus Ebenholz schlug mit verschwimmenden Terzen fünf.

Er berührte mit dem Fingernagel den Gong. Der ganz feine Ton holte einen Geschorenen.

„Ich bitte Donna Nuja für einen kleinen Augenblick,“ sagte Brandt müde.

Er sumnte eine Melodie, die eintönig und traurig war. Er drückte die Daumen gegen die Schläfen. Als er den leichten Schritt über dem Teppich hörte, lächelte er:

„Ich bin wieder schwach und brauche deine Nähe.“

Er sah sich nicht um und ließ den Kopf zwischen den Händen. Er bat nur mit der Bewegung der Finger. Die Hand der Frau legte sich schmal auf seine Stirn. Man hörte nichts als den Abend, der kam.

Dann zitterte hinter dem gerafften Brokat der Portiere ein Banjo auf. Eine kleine Mädchensstimme sang süß und fremd zu dem Silber der berührten Saiten. Das dumpfe Tremolo einer knöchernen Handtrommel füllte immer die Pausen des Atems.

Gian hatte die Augen geschlossen. Jetzt hob er die Hand. Das Lied schwieg. Der laue Wirbel verebbte unmerklich in Stille.

Die Hand löste sich von seiner Stirn. Er griff sie und führte sie an den Mund. Die leichten Schritte verglitten über den Teppich.

Gian atmete tief und griff zu dem Becher mit Wein; er trank schnell, mit zurückgebogenen Kopfe.

Er strich sich über die Stirn:

„Ich werde wohl diesen Menschen fürchten müssen.“

IV.

Rugge erwachte mit einem tiefen Gefühl des Hasses. Er wußte die Erscheinung des Meisters nur noch in ganz unbestimmten Konturen, fast eigentlich als ein flüchtiges Verein von Hell und Dunkel, das unendliche Gesicht als Waffe

gegen sich. Aber die Scham über seine gleichsam trunkene Niederlage und die Angst vor dem steuerlosen Körper brannten seine Energie hart. Hier mußte mit allen Muskeln seines gehärteten Lebens gekämpft werden. Ein dunkler Wille, dessen Gründe er nicht kannte, sagte ganz mit einemmal und unabänderlich: er oder ich. Er begriff nicht recht, warum er diese Gegenüberstellung wagte und an keine andre Lösung dachte, die dem Verhältnis von Herr und Knecht mehr entsprach. Er ahnte die weitgetragene Kraft des Gegners und den befestigten Bereich; aber er fühlte alle Glut seiner verästelten oder spielerischen Dämonie in diese neue Bestimmung zusammenströmen.

Der Kopf schmerzte ihn. Er fühlte ein wirres Anstürmen von Erinnerungen und Absichten. Er hob den Kopf und sah sich auf einem Lager aus dunklem und kühlem Leder, das sich in mählichem Abfall bis an gleichermaßen dunkle Wände streckte. Über das kleine Zimmer ging ein röthliches Licht. Er fand nicht, woher es kam. Neben seinem Kopfe lag ein flaches Lederkissen, das eine länglichgeformte Schale voll Wein und eine silberne Glocke trug.

Er läutete und befahl mißtrauisch dem eintretenden Diener, von dem Weine zu kosten. Der tat es ohne Zögern.

Rugge trank und fühlte Erfrischung wie nach

Quellwasser. Als er den Mann Gleichgültiges fragte, erhielt er keine Antwort. Er forderte mit scharfem Tone, hinausgelassen zu werden. Jener wies ihn durch die niedrige Thür in einen abendlichen Garten. Rügge schritt den Kiesweg entlang, der weiß zwischen Buchsbaum eingelassen war und sich in immer gleicher Breite verzweigte. Er kam nach raschem Laufe stets wieder zur kleinen Thür zurück und rannte, als er in die Hecke einbrach, gegen hohe Mauern. Die helle Nacht zeigte ihm die Umrisse des Pavillons, in dem er aufgewacht war. Von dem weißen Hause war nichts zu sehen. Nur Baumkronen schatteten aus nachbarlichen Gärten herüber.

„Immerhin ein galantes Gefängnis, zu dem ich mir nur noch die Dame wünschte.“

Er schritt gelassen in den Raum zurück und sah staunend, daß auch die Wände mit dem erregenden Hirschleder bespannt waren. Das Licht kam ringsum aus den Rändern der Decke und war so abgeblendet, daß das Zimmer von ungeheurer Höhe schien.

In einer Ecke stand ein Taburett mit Wein und kalten Speisen. Rügge aß. Weil er an den Händen das laue Leder köstlich fühlte, mochte er die ganze Fremdheit der Berührung spüren. Er kleidete sich aus und warf sich über das Polster. Das Leder roch herb und aufreizend wie eine ergebene Frau.

Auf dem Gartenkies erhob sich aus kurzer Entfernung das Geräusch eines Schrittes. Rugge richtete sich auf. Ein schwerer Schatten füllte die Tür und lachte schon, als ihn der rote Schein noch nicht traf.

„Ihr behandelt eure Novizen wohl vornehm, doch auch eigenwillig, Ico!“

„Du hast es geistreich begriffen, Rugge, zum mindesten in deiner augenblicklichen Bekleidung.“

Als Icos Gesicht deutlicher wurde, fühlte Rugge wieder die Beklemmung und den Haß seines Erwachens. Er wußte irgendwie, daß jener in dem befohlenen Wahn das letzte und aufgewühlteste Spiel gewesen war.

Ico setzte sich und begann auch schon:

„Du warst nachmittags um vieles unliebenswürdiger zu mir.“

Rugge bewegte abwehrend die Hand:

„Ich weiß nicht, was es war. Aber ich weiß nur, daß der Mann nicht gut tat.“

„Sieh dich vor, Rugge, alle diese Wände horchen für ihn.“

„Ich sehe mich vor; ich sehe mich sogar vor dir vor, Ico.“

„Das ist gut, Freund; denn ich kann dir nicht helfen. Du mußt es allein tun und mich bedauern.“

Rugge sah ihn an:

„Dachtest du das gleiche, als man dich zum

Empfang herumhüpfen ließ wie eine Marionette?“

Ico wurde sehr blaß und flüsterte in sein Ohr:

„Rugge, ich tötete eine Kaze und nicht ihn. — Er aber lachte und schenkte mir einen Dukaten, als ich ihm die Hände küßte.“

Rugge preßte die Finger aneinander und blickte an dem Mann vorbei in das dichte Schwarz des Gartens. Er wußte nichts mit seiner Empörung anzufangen. Die Wut in ihm kreiste vergeblich und suchte lächerlich nach der Möglichkeit eines Griffes. Er fragte dumpf:

„Was plant er mit mir?“

„Er wird dich mit einem Auftrag irgendwohin schicken. Sträube dich jetzt nicht, wenn dir dein Körper lieb ist. Dein Geist weiß noch zu wenig Züge gegen ihn.“

Durch die Luft wehte der feine und nachhaltige Ton eines Gongs.

Ico stand auf:

„Er ruft zur Versammlung. Dort gibt er die Befehle. Dort sprich kein Wort. Komm.“

Ico ging voran. Wenige Schritte von dem Pavillon bog er in die Hecke, die dort aufgeklafft war wie eine Tür. Ein Pfad führte kurz und steil abwärts. Er blieb stehen:

„Vorsicht! Hier ist die Treppe.“

Er zündete eine Kerze an und schlug an der

Mauersohle eine Falltür auf. Grobe Stufen leuchteten auf und kanteten sich tiefwärts. Ico stieg hinab; nur sein Kopf und das gehobene Licht waren noch über dem Boden. Er sagte leise:

„Komm.“

Rugge zögerte.

„Bist du ehrlich, Ico? Und was ist Ehrlichkeit in dem Umkreis Gians? Es geht mir zu steil in die Erde. Ich ziehe den Pavillon allen Kellern vor.“

Icos ernste Stimme:

„Du bist kein Gefangener, Rugge, und du wirst es nicht. Nicht jetzt, wenn du gehorchst.“

Er schritt weiter und hielt die Kerze hoch. Rugge sah, daß in kleiner Tiefe die Treppen in einen Gang mündeten. Er folgte. Ihre Schritte schlugen erstickt an die nässenden Wände. Dann begann eine Treppe, die in die Höhe führte. An der abschließenden Tür hörten sie Schritte. Sie blieben stehen. Der Tritt einzelner Menschen kam in langen Abständen vorüber. Ico hatte den Kopf vorgebeugt und zählte halblaut.

„Darf man einander nicht sehen?“ fragte Rugge.

Der andre sagte laut: Zwölf! wartete noch wenige Sekunden, löschte das Licht aus und öffnete die Tür.

Mildes Licht fiel in die Augen. Ein hoher und breiter Korridor mit grauen Fliesen an Decke,



Wänden und Boden und mit vielen stummen Türen nahm sie auf. Sie kamen in einen Saal aus gelbem Marmor; breite Spiegel und unnütze Sessel an den Wänden; quer durch ihn in der Richtung ihrer Schritte ein gelber Läufer; aus vielen kleinen kristallinen Kronen, die wie Bienenschwärme nebeneinander hingen, goß sich gresles Licht, das den Blick blendete.

Ico ging stumm und eilig, mit besorgtem Ausdruck im Gesicht. Rugges Augen suchten ringsum nach irgend einer Auskunft.

An den falben Saal drängte sich ein runder Raum mit mattblauem Lichte, blauen Teppichen und gehämmelter Bronze der Wände, die sich hoch zu einer Kuppel wölbten. Ruggie fühlte, daß das Zimmer ein Ende sein müsse. Es war ihm, als hänge seine scharfe Kurve wie ein Balkon über die Begrenzung des Hauses hinaus.

Ico öffnete die Tür zu einer schmalen, mit undurchsichtigem Glas überdeckten Galerie, die in eine kleine Loge führte. Als er die samteneu Vorhänge zurückschlug, verlosch alles Licht. An die Gesichter glitt der Hauch einer weiten, wohldurchkühlten und von wenig Menschenatem beschwerten Halle.

Ruggie saß mit geschärften Sinnen. Er hörte aus dem Dunkel keinen Laut. Jetzt fühlte sein Hirn die Anwesenheit des Meisters. Sein vergeblicher Blick begann zu fiebern und sah rot

einen ungeheuren Zuschauerraum mit unzähligen Logen wie die seine und die Angst unzähliger Augen. In dem einsamen Schwarz des Parketts aber saß auf einem phosphoreszierenden Kissen eine Katze.

Drei Gongschläge griffen stark durch die Luft.

Rugge riß sich von seinem Gesicht los. Seine Hände griffen ein kühles Metall der Brüstung. Er wurde ruhig.

Die klare Stimme eines Mannes sprach:

„Ich beginne.“

Eine kleine Sekunde verstrich. Rugge glaubte, daß er ganz nahe, von links her, ein unterdrücktes Stöhnen höre.

Der Meister sprach:

„Gekommen ist Rugge.

Er tritt ein für Henri Alphahalp, der als ein Mann starb.

Anwesend sind William Willk, Werner Bronimann, Le Roy, René Buerchoz, Le Loche, Rugge.

Anwesend ist Ico.

Für Christian Rugge ist ein Versorgungsdepot von zehntausend Livres errichtet.

Abzustimmen ist über die Strafe des abtrünnigen Adrian Balmat, der aus Dublin nicht zurückgekehrt ist. Wer klopft für Ja?“

Stille.

„Wer für Nein?“

Stille.

„Da sich die Gefährten ihres Nichterrechtes begeben, bestimme ich: Will fährt mit der Schnur zu ihm und ist in einem Monat wieder hier.

Bronimann und Le Roy haben Urlaub bis zum dritten Montag.

Wuerchoz nimmt seine Tätigkeit in dem Bankhaus Bogli zu Neapel wieder auf und behandelt nach unserm Auftrag den Bankrott.

Le Locle erhält für seine Meldung eine Gratifikation von tausend Livres. Er kehrt morgen nach Wien zurück. Er erhält Anweisungen.

Rugge geht als Vorleser an den Hof des Herzogs Filippo von Parma. Er hat sich dem Kardinal Piero auszuweisen und handelt nach seinem Befehl. Der Auftrag ist von Wichtigkeit. Seine gute Erfüllung wird mit vier Wochen Urlaub und dreitausend Livres belohnt.

Ico geht mit Eilbotschaft nach Paris.

Ich bin am Schluß.“

Drei Gongschläge.

Rugge fühlte Icos Hand, die die Schulter niederdrückte. Er blieb sitzen, dumpf in der Dunkelheit und mit verzerrter Empfindung. Das verschleierte Geräusch eines leise Aufstehenden kam von links an sein Ohr.

Ico griff seine Hand und zog ihn hoch. Die Vorhänge fielen zusammen. Das blaue Licht

glitt aus der Galerie. Die beiden gingen ihren einsamen Weg. Sie sprachen nicht.

Im Pavillon war Wein.

„Du kannst Frauen haben,“ sagte Ico.

„Das Herz schmerzt mich,“ sagte Rugge.

Er ließ sich auf das Bett fallen.

V.

Rugge trat hinter dem Marchese Ulbi ins Zimmer.

Der schöne Greis stand mit einem Abbé vor der geöffneten Vitrine und hob eine Bronzetafel in die Höhe.

„Sie ist aus Belleja und ich bin stolz auf sie.“

Er wandte den Kopf, Ulbi, an seinem Ohre, flüsterte ein paar Worte. Der Kardinal kniff die blassen Lippen zusammen:

„Verzeihen Sie, Monsignore Niccolò, daß ich mich um Ihre Gesellschaft bringen muß. Der Marchese braucht mich.“

Der Abbé küßte seine Hand und ging mit geschmeidigem Gruß. Der Kardinal setzte sich in den hohen und strengen Stuhl, der vor dem weitflächigen Schreibtisch war. Er musterte Rugge kalt, mit harter Falte zwischen den Augen. Er fragte zu Ulbi hin:

„Hat er den Biß?“

„Ja.“

„Wieso trägt er noch nicht herzogliche Kleider?“

„Er kam erst vor zwei Stunden an und wird sie heute abend erhalten.“

„Ist der Hausmeister angewiesen, ihn möglichst dem persönlichen Dienst zu attachieren?“

„Er dient als Vorleser, Eminenz.“

„Ist der Hausmeister zuverlässig?“

Ulbi zuckte die Achseln:

„Er hat mehr Geld bekommen als er am Hof in zwei Jahren verdient. Natürlich ist er nicht eingeweicht.“

Piero strich sich über die Stirn:

„Wissen Sie, um was es sich handelt?“

Rugge antwortete kalt:

„Das zu erfahren bin ich hier, Eminenz.“

Der Kardinal hob rasch den Kopf:

„Sie sehen mir nicht aus, als könnten Sie nicht aus dem Gehörten Schlüsse ziehen!“

Rugge schwieg. Seine Backenknochen kanteten sich.

Der Kardinal lachte höhnisch:

„Ich hoffe, daß Ihre Hand nicht so schwerfällig arbeitet wie Ihr Kopf. Sehen Sie es ihm auseinander, Ulbi.“

Der Marchese sprach gleichgültig und rasch:

„Politische Verhältnisse machen die Beseitigung des regierenden Herzogs notwendig. Gian Brandt hat es übernommen. Sie handeln nur in seinem Auftrag und aus dem Pflichtverhältnis

zu ihm heraus. Eine seelische Schuld kann Sie also nicht belasten.“

Rugge wurde blaß und unterbrach scharf:

„Ich bitte Eure Gnaden, bei der Sache zu bleiben.“

Pietro stand erstaunt auf:

„Lassen Sie doch, Ulbi. Wir sind beide schlechte Psychologen. Gian weiß, wen er schickt.“

Und zu Rugge gewandt:

„Herr, Sie werden die Möglichkeit haben, in die Nähe des Herzogs zu kommen. Sie werden wissen, wann der Augenblick zum Handeln da ist. Sie werden ohne Schwierigkeit Ihre Person in Sicherheit bringen können. Als erste und sichere Station sei Ihnen mein Haus genannt. Ich übernehme auch die Garantie, daß Sie heil außer Landes kommen. In Piacenza, Pavia und Mailand habe ich Freunde. Ich lasse Ihnen vierzehn Tage Zeit.“

Ulbi warf dazwischen:

„Die Tat indes darf erst geschehn, wenn eine Nachricht über den General Nolas bekannt ist. Das wird noch in dieser Woche sein.“

Rugge dachte: Wie furchtbar diese Menschen die Zukunft anderer Menschen wissen!

Er schaute durch die geöffnete Bucht des Fensters auf die abendglühende Parma und zu den Schatten der herzoglichen Gärten am anderen Ufer. Schnell und wegweisend kam die Über-

zeugung: Ich bin besser als sie! Ich habe darum Pflichten! Ich habe jetzt die große Pflicht, gegen sie zu sein!

Er sagte:

„Ich weiß Bescheid.“

Der Kardinal nickte verabschiedend mit dem Kopf und sagte, kaum daß Rugge aus dem Zimmer war, zu dem nervös schnupfenden Marchese:

„Das ist ein ehrenwerter Teufel.“

*

Rugge schritt langsam über den Ponte Verde. Der Herzog residierte im Palazzo del Giardino, jenseits des Flusses. Die weißen Fräcke seiner Gardisten wurden zahlreicher.

Die Wachen ließen ihn in den Park. Der Abend war von wundervoller Schwere und dichtete die Rosenhecken und den Kirschlorbeer zu warmen Wänden aus Schatten und Duft. Über Platanen und Ulmen hüpfte vom Wasser her das Gekreisch erfrischter Kinder.

Er atmete dieses alles zum erstenmal.

Er ging in das Schloß durch die kleine Pforte, die für die Dienerschaft bestimmt war. Die enge Treppe zeigte dem Blick an ihren Podesten den Marmor einsamer Gänge und das Säulenviereck des innern Hofes.

In dem Flügel der Dienerwohnungen war es

lauter. Man sang oder schimpfte. Der Hausmeister hatte ein Gesicht, das von Servilität glattpoliert war; nur die Augen logen nicht. Er sagte:

„Du heißt Dominico.“

„Ich heiße Christian Rügge.“

„Halt's Maul! Du heißt Dominico.“

Rügge erhielt ein seltsames Wams aus schwarzem Sammet und ein schwarzes Trikot aus dünnem Wildleder. Er fragte staunend:

„Was bedeutet das?“

Bambi lachte:

„Dazu mußt du die Haare ungepubert und in Locken tragen.“

„Bis zum Karneval ist es noch dreiviertel Jahr.“

„Dummkopf! Filippo liebt diese Kostümierung auch zu andern Jahreszeiten bei Männern, die wohlgewachsen sind.“

Er schob die Unterlippe vor und sagte leise:

„Du kannst den Palast zu allen Tages- und Nachtzeiten umstülpen, ob je eine Frau herausfällt. Verstehst du mich jetzt, Junge? Man hat dich mir doch als Begabten empfohlen! Und ich bin ganz zufrieden. Ich kenne meinen Herrn und seinen Geschmack seit seinem fünfzehnten Jahre.“

Er stieß ihn in die Seite:

„Dein Glück, Junge, wenn du schlau bist.“

Rügge besann sich auf Teos Worte, die ähnlich klangen. Er dachte: ich bin so weit schon, daß ich diese Art Glück verachte.

Ein ganz junger und schöner Mensch in spielerischer Jagentracht sah ihm zu, als er die Kleider wechselte. Dann sagte er mit lauem Haß in der Stimme:

„Wir alle für ihn.“

Rugge wandte sich um:

„Nun, man wird doch nicht gezwungen.“

Der Knabe kam näher.

„Wer sagt dir das?“

Dann sagte er sehr traurig:

„Ich heiße Jacobello. Er nennt mich Bella.“

Rugge lächelte:

„Nun, und?“

Der Knabe wurde rot und heftig:

„Ist das nicht genug? Sagt das nicht das Abscheuliche? Ich bin doch nicht so!“

„Dann laufe fort oder gehe stark auf das starke Ziel zu, nicht mehr hier und nicht mehr Bella zu bleiben. Dann wirst du frei sein.“

„Doch du bist stark und Mann und bist hier! Ich glaube nicht an den freien Willen. Man muß immer!“

Er setzte zögernd hinzu:

„Er liebt mich, das ist das Schlimme.“

Man rief sie zum Dienst.

In dem Gemach standen acht Männer mit breiten Schultern und blassen Gesichtern. Sie hielten wie Hellebarden neben sich hohe gewun-

dene Kandelaber mit roten Kerzen. Sie standen unbeweglich.

Die Vorhänge zum Nebenzimmer wurden zurückgeschlagen. Filippo kam bleich und schwer. Das Hemd über dem mächtigen Körper war aus weißer Seide. Er blieb auf der Schwelle stehen und reckte sich. Die auseinanderklaffenden Spitzen zeigten den Körper weiß und unbehaart. Die Beine schienen seltsam dünn.

Er rief und ließ sich auf das Ruhebett fallen:
„Bella!“

Jacobello trat mit sanften Schritten vor und verneigte sich. Der Herzog lächelte müde:

„Singe, Bella.“

Ein Diener reichte die Laute. Jacobello setzte sich auf ein Kissen zu Philippos Füßen. Er sang in den dunklen Lauten seines Venezianisch:

Es ist gut,
Ein Herz auszutrinken.
Blut, mein Blut,
Du bist nicht bei mir.

Oh, ich mag wie ein Tier
Aus einer Kehle trinken:

Ach, ich bin
Weit von meinem Lachen.
Zu helle Tage,
Was habe ich getan?

Was habe ich getan,
Zu helle Tage?
Ach ich bin
Weit von meinem Lachen.

Er schwieg und biß die Lippen zusammen. Der Herzog richtete sich auf und warf die Arme zur Seite:

„Luft, Leute, Luft!“

Man riß die Fenster auf. Das steile Licht der Kerzen wurde unruhig und flatterte schattenschlagend durch den Raum. Filippo hatte sich ausgestreckt. Sein Kopf lag im Dunkeln. Nur die Wölbung der Brust war leicht überfleckt. Er stöhnte:

„Du erstickst mich mit deiner Schwermut, Bella.“

Der Knabe saß unbeweglich. Auf einen Wink des Herzogs gingen die Lichtträger bis auf zwei, die ihm zu Häupten standen.

Filippo lachte plötzlich:

„Billst du mich auch töten, Bella?“

Rugge, unbeweglich in der beschatteten Ecke, erschrak. Der Herzog streifte die Seide von den Armen und straffte die Muskel:

„Ich scheine kein Glück mehr bei den Menschen zu haben. Die einen verwünschen mich, weil ich sie hasse, und die andern, weil ich sie liebe. Doch ihr bekommt mich noch nicht weg; der Pfaffe nicht und nicht du, Junge!“

Er richtete sich hoch, griff die hellen Haare des Knaben und zog den Kopf auf die Decke. Jacobello flüsterte in Angst:

„Darf ich Eurer Hoheit vorlesen lassen? Wir haben den neuen Vorleser aus Bologna.“

Rugge trat ins Licht. Er hielt einen schmalen Pergamentband. Er sprach:

„Ich habe einige sehr wenig bekannte Gedichte des Guarini, die von großer Schönheit sind.“

Filippo unterbrach:

„Komm näher.“

Er hob die Hand und bog den Kandelaber mit dem Arme des Dieners an Rugges Gesicht:

„Wie heißt du?“

„Dominico, Herr.“

„Es sollte mir eigentlich gleich sein, aber das ist nicht dein Name. Woher bist du?“

„Ich stamme aus Piemont und studierte in Bologna. Durch einen Vetter Bambis, der an San Stefano Küster ist, erfuhr ich von der freien Stelle an Eurer Hoheit Hof und bewarb mich um sie.“

„Du lügst, Freund, doch du lügst sympathisch. Im übrigen habe ich eine ausgesprochene Vorliebe für Spione, wenn sie geschickt sind. Ich werde dir die Möglichkeit geben, vieles nach Paris zu melden.“

„Wenn Hoheit nicht scherzen, werde ich noch diese Nacht den Palast verlassen.“

„Gewiß, Dominico, ich scherze, ich scherze! Und du wirst bleiben. Ich kenne das zugespitzte Ehrgefühl Bologneser Studenten; ich werde es zu respektieren wissen.“

Er rief Spässe, er sang und war guter Laune. Doch er füllte die Luft mit der Spannung seines gestrafften Mißtrauens. Jäh unterbrach er einen Wit:

„Hat die Wache die befohlene Stärke?“

„Zweihundertfünfzig Mann im Park und Gebäude,“ antwortete es durch das Fenster.

Filippo schüttelte den Kopf. Er griff sich in die Haare und sprach in den Raum, wie zu sich:

„Oh, diese elende Angst! Sie kommt mit dem Nachtwind. Sie tut weh wie meine brüchige Lunge. Darum gebe ich nach. Und doch, wie lächerlich! Was ist es schon Großes um mich und den Messerstich, den ich fürchte? Ich sitze wie ein Zwerg auf der riesigen Vergangenheit dieses Landes. Ein bißchen Fliegenschmutz hinter den Farnese. Correggio, Correggio, auch von mir wärest du nicht erkannt! Wien schnellte mich hoch, weil ich der Bruder meines Bruders bin. Paris wird mich wegblasen. Was sträube ich mich und brülle so lauten Widerstand? Vielleicht ist es nur etwas Körperliches, weil mir am Tage der Spiegel sagt, wie breit ich bin. Vielleicht...“

Er schwieg verstört und blickte auf Rugge:

„Behalte nicht zu viel! Es könnte sein, daß ich Komödie spiele.“

Rugge zuckte ärgerlich mit den Achseln. Filippo lachte:

„Du hast recht, Freund. Für gewöhnlich macht der Vorleser den Bajazzo und nicht der Fürst. Nun gut, spielen wir beide!“

Er stand langsam auf und umfaßte Jacobellos Schultern. Er schob sich und ihn zu Rugge:

„Wir sind beide ernst genug dazu und können vielleicht voneinander lernen, nicht wahr, mein Dominico?“

Rugge hielt den Blick aus:

„Man spielt oft, bevor man sehr ernst wird, Hoheit.“

Der Herzog hob die Hand über die Augen, als ob es ihn blendete. Er kehrte Rugge halb den Rücken.

Die Nacht glitt kühl und schwarz durch das Fenster. Zuweilen hörte man einen festen Schritt auf Kies. Die Fresken wurden über den Kerzen und dem Schweigen lebendig: Europa wurde geraubt; man vernahm ihre ängstliche Wollust.

Filippo schreckte hoch:

„Jetzt will ich schlafen. Du bist entlassen, Dominico, gute Nacht.“

Er schritt auf das Arbeitskabinett zu, hinter dem die Schlafgemächer lagen. Rugge hörte ihn hinter den Vorhängen fragen:

„Du willst nicht bleiben, Bella?“

„Herr, nein.“

Der Herzog rief sehr laut:

„Ich will nicht allein sein! Ich kann es nicht! Du sollst nur neben mir liegen, damit nicht die fürchterliche Klammer rund herum ist. Ich bitte dich, Jacobello!“

Der Knabe, leise und trozig:

„Herr, ich fühle mich krank.“

Jetzt knallte eine Ohrfeige. Irgend welche Scherben splitterten. Man hörte einen schwachen Schrei.

Rugge ging.

In der Nacht wurde er geweckt. Es schien ihm, daß ihn eine Hand anrühre. Er richtete sich auf und starrte ins Dunkle:

„Ist jemand da?“

Er hörte zerrissenes Weinen, aus einer nahen Ecke: Jacobello. Hände tasteten sich vor und umklammerten seinen Arm. Der Druck war dringlich und hilfesehend.

„Was ist dir, Jacobello?“

Der Knabe atmete schnell. Er flatterte mit den Schultern, um die ganze Schwere seiner Not mit einemmal sagen zu können. Er stammelte nur die letzte und gequälteste Folgerung eines Entschlusses:

„Mich... oder — ihn — —“

Rugge ahnte wohl, daß die Wut dieser gewürgten Seele stark genug war, um Tat zu werden. Einen Augenblick dachte er an das schnelle

Wort, mit dem er den Herzog töten konnte, und sah dünne Kardinalsklippen zufrieden gewinkelt. Er sah auch Geld und den leichten Taumel des unbekümmerten Lebens. Er stand am Scheideweg.

Schweiß nähte die Stirn. Aus der Nacht kam keine Ermutigung. Seine Hand tappte nach dem Feuerzeug:

„Ich will Licht machen,“ sagte er leise.

Jacobellos Hand glitt seinen Fingern nach:

„Nein, nein — ich flehe dich an! Wir wollen uns nicht sehen. Die Menschen dürfen einander nicht sehen, wenn sie ehrlich sein wollen!“

Mugge zuckte zurück. Hatte dieses Kind recht? Sprach es vielleicht einen der wahrhaftigsten Gedanken, die zu einfach sind, als daß man sie nicht überstolpert? Ich weiß, daß mein Gesicht anders ist, wenn es sich allein weiß: zum mindesten wahrer, vielleicht auch schöner. Ich werde jetzt diesen Knaben verurteilen oder befreien; wie meine Ehrlichkeit es befiehlt. Ich sehe ihn nicht; ich fühle auch nicht mehr seine Hand; denn er ist ehrlich und besticht nicht. Aber auch die Kinder waren ehrlich, die in der Parma kreischten. Auch sie sah ich nicht und stieg doch auf ihrem Gekreisch in die ehrlichste Güte meines Lebens! Und bin ich nicht besser als jene Defraudanten fremder Schicksale? Schon dadurch besser, daß ich sie mit Haß erkannte?

Er sagte laut:

„Das ist das Schwerste.“

Jacobello antwortete kindlich und eifrig:

„Das ist nicht schwer! Wenn ich die Augen schließe, ganz fest, und vor Einsamkeit rote Schleier sehe, dann bin ich ehrlich. Jetzt spreche ich Wahrheit: ich will ihn töten oder mich. Es ist um keinen von uns beiden schade; denn ich bin schon ganz voll von ihm.“

Rugge war erschüttert. Er sprach:

„Jetzt habe ich die Augen zu. Jetzt bin ich allein mit meiner brennenden Wahrheit. Du sollst nicht töten! Man soll niemals töten! Den Menschen nicht, die Seele nicht, selbst nicht die Sünde. Nur dann, in der ewigen Schwankung, begreift man seinen Weg.“

Jacobello hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und küßte ihn. Er flüsterte:

„Ich habe dich lieb. Du bist schön.“

Rugge machte sich sanft frei:

„Du wirst morgen vormittag fortgehen, wenn der Herzog arbeitet. Die Wachen kennen dich. Ich gebe dir Geld. Gehe südlicher: nach Reggio, Bologna, Florenz. Gehe nach Siena und Neapel. Dort ist die Luft noch freundlich genug, daß du sorglos sein kannst. Wenn du kein Geld mehr hast, singe für Geld, bettle, gib dich eine kleine Weile einer reichen Frau, spiele Karten, spiele falsch, wenn der Partner es sich leisten kann. Nur keine Angst vor dem Berruchten! Sonst lernst du

nicht das Gute sehen. Die Höhe ist höher, wenn man von der Tiefe kommt. Und kein Abgrund tödlich, weil er nie unendlich ist. Die Grenze da, wo du dich aus der Hand verlierst.“

Jacobello lehnte die Stirn an Rugges Arm:

„Ich sehe jetzt irgendwo dein Leben. Die Serpentinaen führen hoch und durch dieses Haus. Du bist hier, um dir selber die endgültige Richtung vorzulesen. Vielleicht wirst du niemals mehr so hoch sein. Oh, wäre ich so weit! — Nein, ich muß noch Zeit haben.“

Nach einer kleinen Weile:

„Ich weiß, Filippo wird rasen; aber du bist stärker.“

Dann immer leiser:

„Oh, ich werde wandern... wandern... frei sein... alles Häßliche vom Körper in den Straßenschaub schütteln... Sonne im Gesicht... Sonne im Rücken... Städte... Frauen... Meer... Gondel im Abend...“

Er schlief.

Rugge wußte, daß der Schläfer lächelte.

VI.

Der General Kolaz trat auf die Terrasse des Landschloßchens, das ihm als Quartier diente. Schon an der Tür wandte er den Kopf und sprach kurze Worte ins Zimmer: die restlose und

Knapp zusammenfassend eine eben erläuterte Absicht. Die dürre Bewegung der Hand unterstrich das Endgültige des Gesagten.

Unter den Offizieren, die mit kleinem Abstand folgten, war Matta.

Der General setzte sich aufatmend in einen Sessel und sprach freundliche Sätze, die den Dienst beiseite stellten und zur Erholung einluden. Ordnonnangen brachten Eisgetränke.

Allmählich vergaßen sie die Epauletten und fanden vollere Worte. Die Nacht war sehr schwül. Die Brust litt unter der schweren Luft; sie empfand irgendwie unendliche Schwäche und schämte sich der Unumgänglichkeit ihres Schicksals, weil sie eben noch brutal über dem Schicksal von Tausenden war. Sie hatten zu viel von Verlusten gesprochen, die um des Zieles willen zu tragen seien. Die Nacht wollte schon im voraus die Geopferten rächen. Sie hängte an jeden Nerv das Wissen um den ewigen Aufbruch in den Tod. Sie verurteilte die richtenden Beurteilten zu bedrückenden Gesichten. Man rettete sich in die Mitteilbarkeit. Man sprach vom Sterben.

Nolaz hatte die Stirn in der Hand:

„Wenn man das Leben an den Willen gefesselt hat, ist man weit genug über sich, um nicht vom Tod überrumpelt zu werden.“

Matta sagte:

„Der Tod ist unmenschlich; denn er ist zugleich

Wille und Tat. Er der einzige Willen, der ist. Der lächerlich zukünftigen und schon wieder vergangenen Menschenenergie ungeheuerlichster und tyrannischster Feind. Feind! General, Feind! Kompromisse gelten nicht.“

Kolaz sah auf:

„Wollen Sie bestreiten, Hauptmann, daß man den Tod ahnen kann, daß man ihn mit entsetzlicher Gewißheit wissen kann?“

„Ja; denn ich schliesse Krankheit aus. Der jähe Tod wird nicht geahnt. Wir frösteln zuweilen nur im Schlagschatten unseres täglichen Absterbens. Der jähe Tod ist die absolute Überraschung. Die Ahnung des Soldaten vor der Schlacht ist nichts als Spekulation, daß sie lügt. Könnte es Ihr Körper und Ihre Seele mit vollkommener Ehrlichkeit erfassen, General, daß Sie, sagen wir: diese Nacht sterben?“

Schwere Stille senkte sich. Denn diese Frage fragte schon jeden einzelnen die Nacht.

Dann sagte Kolaz mit müder Entspannung:

„Ja.“

Matta senkte den Kopf.

Ein anderer sprach schnell, als wenn er nicht mehr schweigen könnte:

„Vor Mailand kam ein Mann zu mir und fragte dringend nach einem Feldchirurg, der durch gewisse Amputationen einen Ruf hatte. Er werde eine Wunde erhalten, die nur durch die Kunst

dieses Mannes nicht töte. Ich sagte ihm, daß der Feldscher nicht mehr beim Regiment sei. Er schlug die Arme hoch und sprach: „Oh, daß ich sterben muß!“ Er verblutete an einer Oberschenkelwunde.“

Kolaz sagte leise — das Gesicht zuckte unter der Erinnerung —:

„Ich hatte einen jungen Freund, der seine Schwester liebte: mit einer Sehnsucht, die nicht sein darf. An dem Abend, an dem er es mir beichtete, sagte er das gleiche: „Oh, daß ich sterben muß!“ In der Nacht tötete er sich. Was ist furchtbarer?“

Matta hob die kalten Augen:

„Ein Mann, mir nahestehend, holte sich mit vierzig Jahren von einem neapolitanischen Mädchen die Syphilis. Als die ersten Zeichen aus seinem Körper brachen, schrie auch er: „Oh, daß ich sterben muß!“ Doch er starb nicht. Jetzt ist er siebzig und ohne Nase. Was ist das Furchtbarste?“

Ein Glas fiel auf die Steinfliesen. Die Gemarterten führen hoch. Jemand wollte lachen. Das Versagen dieses leichtesten Lautes lähmte. Man schwieg dumpf. Matta sah verstohlen auf die Uhr.

Dann stand der General rasch auf. Die gestrafften Glieder befreiten. Er sagte frisch und in der gewohnten Art.

„Es ist spät, ihr Herren, ich muß noch inspizieren.“

Der Adjutant wandte ein:

„Muß es sein, Euer Gnaden? Mir scheint, ein Unwetter zieht herauf. Sie sollten nicht für Ihre Gicht sorgen, General.“

Kolaz lachte gutmütig:

„Sie plädieren ja nur für sich, Starembergh. Sie sind müde und wollen schlafen. Ich gehe allein.“

Die Nacht duckte sich vor der Nähe des Gewitters. Hin und wieder schüttelte sie ein kurzer warmer Wind. Der General schritt langsam die Landstraße hinunter, die zum Dorfe führte. Er blieb stehen und öffnete Kragen und Binde. Es fielen ferne Schüsse.

„Die Bande jagt schon wieder. Wenn ich einen erwische!“

Ein Blitz durchschnitt das Dunkel. Kolaz schloß die Augen und dachte mit einemmal: Würde ich sie öffnen, dann sähe ich dort hinter den Ebereschen den Mann, der mich töten wird.

Er ging versunken weiter. Er prüfte sich sacht: leide ich noch am Echo der abendlichen Gespräche oder weiß ich mehr? Zurückgehen? Es hat so wenig Sinn, sich selbst auszuweichen. Man soll es auch nicht mehr mit zweiundsechzig Jahren versuchen. Nein nur dies: ruhig und mit Anstand Abschied nehmen: von sich und damit von der Welt.

Von sich Welt! —

Er hob überrascht den Kopf, sann und lächelte. Er nahm Abschied. Die schönen Sekunden des

Lebens tauchten wie überglänzte Kuppen aus der Erinnerung und waren unsagbar sicher, kindlich und unlogisch miteinander verbunden. — Ganz leise rann die Angst vor dem blutschweren Inhalt seines Berufes ins Hirn: die Nerven tasteten nach den Dornen des Gewissens. Doch o Wunder! Nichts sah er als die schönen Sekunden. Schon ganz herausgehoben aus Zeit, Raum und Ursache. Sie waren da: langstenglich wie irgend welche südlische Blumen, in froher Reihe. Die Zwischenräume dunkel überdeckt und vergessen.

*

Die ersten Häuser des Dorfes. Ein Doppelposten schrie. Wie lächerlich ihr Eifer und die bereitete Wut der Gewehre! Gewehre: Splitter in Gottes Auge! Kinder, ich bin Kolaz und brauche keine Parole. Habt ihr Frauen, habt ihr Bräute? Geht zu ihnen. Was steht ihr da, unfruchtbar und heidnisch. Geht doch! Ihr wollt nicht? Bestellt doch Acker, werkt mit der friedlichen Hand! Hier Geld. Ihr dürft es nicht nehmen? Reglement? Gut, ich lege es hier hin. Bewacht es und nehmt es nach der Ablösung. Wißt, Kinder, man wird immer einmal abgelöst. Adieu. —

Die Streifpatrouille fand den General mit durchschossener Stirn. Er lag auf der Dorfstraße, unweit ihres Beginnes. Rechts und links in den Häusern einquartierte Truppen. Man schloß auf

eine verirrte Kugel. Aus der aufstösenden Bestürzung wuchs als erstes der Befehl, daß wildes Schießen mit dem Tode bestraft wird. Der vernommene Doppelposten machte verwirrte Angaben und wurde in strengen Arrest genommen, da sonst niemand zum Bestrafen gefunden war. Drei Tage später nahm der Hauptmann Matta Urlaub.

Er stand vor Brandt. Der sagte müde:

„Ich danke dir, Freund, mein wackerster Freund.“

Matta sah, daß er alt und zerfallen war:

„Bist du krank, Gian?“

Brandt lächelte matt!

„Ja. Mein Bau bröckelt ab. Schlimmer noch: er ist unterminiert.“

„Was heißt das, Meister? Welche Mutlosigkeit? Hast du weniger Erfolg? Droht Gefahr? — Nein! Du weißt es genau so gut wie ich. — Du bist überarbeitet, Brandt. Du mußt dich ausruhen.“

Er lenkte ab:

„Wo tatest du Rüge hin, meinen Findling? Und was hältst du von ihm?“

Brandt sprach ernst:

„Schon hast du den Namen des Mineurs genannt. — Ruhig! Er ist es unwissentlich. Er ist stärker als ich oder er wird es. Er ist ein Dämon, der ins Gute ragt. Darum mein Schicksal. — Du weißt, ich spreche so etwas nicht leicht aus.“

Matta erblich.

„Wo ist er,“ fragte er.

„In Parma bei Filippo. Er soll das Werk vollenden. Er wird es nicht tun.“

Der andre hieb die Hand auf den Tisch:

„Da du es sagst, muß man ihn unschädlich machen.“

Brandt stand langsam auf:

„Nein, Matta, nein! Er muß leben!“

„Meister, welche Schwäche!“

„Nicht Schwäche, Freund. Stärke! Der Mann ist durch mich klar geworden. Wir beide zusammen: welch ungeheures Kompendium! Doch begreife: metaphysisch gesprochen; er als Beweis des Menschlichen, als immer und irgend einmal letztgültig Bejahender; ich: die konsequente Negation, das Teufelische vielleicht. Aber in der Täglichkeit, diesem rührsamem Gemisch von uns beiden mit dem Himmel drüber, muß ich unterliegen.“

Matta sprach scharf:

„Laß jetzt die Dogmatik, Brandt, und die verstreckte ethische Sucht. Ich merke, es geht um alles. Nicht er ist der Mineur, sondern dein Intellekt, der überhitzt ist. Willst du das weite Gebäude deiner Macht um einer verrannten Logik willen zertrümmern. Oder ist es das Gewissen? Brandt, ist es das Gewissen? Dann trinke schweren Burgunder und erbitte Freundliches von Ruja.“

Brandt hob die Hand:

„Schweig, Matta, jetzt verstehen wir einander nicht mehr.“

Er ließ sich in den Sessel fallen. Matta schritt im Zimmer auf und ab und hatte böse Falten zwischen den Brauen. Gians Gesicht straffte sich:

„Es gilt den letzten Versuch und die Entscheidung. Rügge muß abgelöst werden, bevor er uns aus der Ferne trifft. Du gehst nach Parma, — ich beklage es, daß ich dir keine Erholung gönnen kann — schickst ihn zu mir und übernimmst seine Mission. Die Beseitigung Filippos ist unerläßlich und dringend, soll Rolaz' Tod nicht umsonst sein. Mit dem Kardinal, der mir unsympathisch ist, gibst du dich wenig ab, auch nicht mit dem anämischen Ulbi. Denn, um es dir zu sagen, ich führe schon Osterreichs Hand langsam gegen sie.“

Er hielt inne und sprach mit anderer Stimme:

„Hier aber werde ich mit ihm sprechen und mit ihm kämpfen. Ich will nicht mehr erreichen als ein Remis. Nur das eine: er soll mich bestehen lassen, mich und den Begriff, der ich bin. Und das zweite: er soll fort. Ich werde ihm soviel geben, daß er nicht nötig hat, das Geld durch mein Ende zu verdienen.“

Er reichte Matta die Hand:

„So setze ich alles auf eine Karte: auf die unfrome Dämonie, aus der er kam. Ich will hoffen, Matta. Hoffnung ist etwas, das ich

sonst nicht liebe, weil es nur halbe Energie und halben Glauben bedeutet. Doch ich bin nicht mehr ganz auf der Höhe. Ich will hoffen, daß uns dieser matte Sieg wird. Dieses Kompromiß, durch den ich weiter balancieren kann. Es ist verächtlich, aber ich bin auch verächtlich. Ruhig, Freund, du auch. Aber wir sind Zersehende von großer Art und also für das gemeine Auge großartig. Nur Jesus etwa würde uns verachten. Machiavell aber heilig sprechen.“

Matta schüttelte den Kopf:

„Meister, Meister, Ihr seid krank!“

Gian lachte:

„Vielleicht und vielleicht auch nicht. Wer kann ermessen, wann er gesund ist! — Jetzt geh und sei freundlich zu ihm. Sage ihm, was du willst; nur keinen Verdacht. — Lebe wohl.“

Als Matta hinter den Vorhängen war, faßte er sich an die Stirn und rief ihn zurück:

„Matta, Matta! Ich will dich umarmen, alter Krieger meiner heimlichen Kriege. Wir wissen nie, ob wir uns wiedersehen.“

Matta küßte ihm die Hände:

„Was ist dir nur, Gian!“

Er ging.

Brandt hatte den Kopf auf der Tischplatte und klagte: Auch er tot!

Er hob sich schwer aus dem Sessel, ging an einen überhängten Wandschrank und entnahm

ihm einen weiten Kimono aus schwarzer und schwarz bestickter Seide. Er warf ihn über und schritt langsam über die vielen Teppiche und Gänge zu den Zimmern Kujas.

Sie lag in einem kleinen Raume, dessen Wände und Decke mit gelber Seide bespannt und ohne Ecken war, auf dem niedrigen Divan und rauchte aus einer dünnen grünen Pfeife. Sie trug einen schwarzen Schleier, aus dem die Glieder matt leuchteten. Sie hatte die schwermütige Schönheit mongolischer Menschen, in deren Blut schon Europa war.

Gian küßte sie auf die Stirn und sagte:

„Er wird kommen.“

Die Frau hob ein wenig den Kopf und griff hinter die Kissen nach einer kleinen Figur aus Jade. Mit einem raschen Drucke der pressenden Hand trennte sie sie in zwei längsgeschnittene Hälften und sah aufmerksam auf die geheimnisvollen Furchen und Rillen der Fläche. Dann goß sie aus winziger Flasche einen roten Tropfen darauf und führte die Hand zackig durch die Luft. Als sie wieder auf die Schnittfläche blickte, haftete das Rot klein und erstarrt in der Mitte. Sie sagte:

„Es ist immer das gleiche. Die Hemmung liegt quer über deinem Wege.“

Brandt hob die Schultern.

Die Frau sah ihn durch die Wimpern. Über

dem lässigen Munde lag es wie Verachtung.
Plötzlich schrie sie:

„So fluche doch, oder lache!“

VII.

Bambi rief durch das Haus:

„Jaco! Jaco!“

Rugge steckte den Kopf aus seinem Zimmer:

„Was schreist du?“

Der Hausmeister fuhr auf dicken Pantoffeln
heran:

„Wo steckt nur der Junge? Der Herr verlangt
nach ihm und scheint recht erregt. Weißt du, wo
er ist?“

„Ja. Melde mich dem Herzog.“

Was das bedeute? Daß er, Bambi, das Recht
und die Pflicht habe, über seine Leute unter-
richtet zu sein. Was Schlimmes es für ihn zur
Folge haben könne.

„Das kann mich meine Stelle kosten!“ schrie er.

Rugge schob ihn aus der Tür:

„Schwaz nicht und melde mich dem Herzog.
Sonst gehe ich ohne dich zu ihm.“

Filippo schrieb, als er eintrat. Er wartete an
der Tür. Der Herzog wandte den Kopf.

„Ich habe nicht nach dir verlangt.“

Rugge sah ihm in die Augen. Sie hingen ein
wenig heraus und hatten gerötete Lider. Er sagte:

„Jacobello ist fort.“

Filippo sprang auf, so daß der schwere Sessel umstürzte. Er biß die Zähne aufeinander und starrte in eine Ecke. Rugge richtete den Sessel hoch; eine Kante war abgeschlagen. Der Herzog nahm das schön geschnitzte Stück und prüfte es sorgfältig, ob Splitter fehlten. Dann warf er es in eine Ecke und sprach leise, beiseite, rasch — wie eine peinliche Beichte.

„Ich habe ihn geschlagen.“

„Das ist das wenigste,“ sagte Rugge.

Filippo zuckte zusammen, als wüßte er erst jetzt, daß der andre da sei. Er erwiderte scharf:

„Ich habe nicht vor, dir Rechenschaft zu geben.“

Rugge falt:

„Nein; aber ich. Denn ich sagte ihm dieses Wort: Flucht, und gab ihm Geld.“

„Du scheinst den Umfang deiner Kompetenzen gewaltig zu überschätzen und die Möglichkeit der Bastonnade übersehen zu haben.“

„Ich rettete sein Leben; denn er wollte die Nester töten, die Sie ihm gelassen haben, Herr. Als er heute nacht zu mir kam, war er auch weit genug, Sie zu treffen, Herr. Mich dünkt, daß der Weg, den ich ihm wies, der gangbarste ist.“

Filippo verzog das Gesicht:

„Ich habe es immer in meinem Leben widerlich gefunden, einem andern Recht geben zu müssen.“

Wenn ich jetzt bedenke, was ich dem Jungen durch zwei Jahre tat, so schäme ich mich. — Das verbessert also deine Position nicht im geringsten. Im Gegenteil. — Aber was tue ich gegen meine Sehnsucht?“

„Lassen Sie die Sehnsucht, Herr; denn sie ist das Beste des Menschen.“

Filippo stand auf und faßte den andern bei den Schultern:

„Sage mir, Mann, was du willst! Du kommst hierher und lehrst mich Sittlichkeit. Ich habe sie wohl nötig, aber ich liebe sie nicht.“

Er entließ ihn mit flüchtigem Kopfnicken. Rügge ging mit einem Gefühl der Unsicherheit, das ihn bedrückte. Die letzten Worte des Herzogs hatten ihn verwirrt; dieser blanke Ausdruck eines Bereichs, mit dem sein Leben nicht viel zu tun hatte, ließ ihn rot werden, als er bedachte, wie wenig Berechtigung er trug. Was trieb ihn an zu dozieren und fremdes Schicksal abzubiegen, wo er selbst noch auf der niedrigsten Stufe des Lernens war?

Und dann, was wollte er? Der Herzog fragte mit Recht. Er war gedungen, jenen zu töten. Er wird es nicht tun. Gut, das war ein Entschluß, tief und ernst. Doch weiter. Er wollte gegen seinen Auftraggeber arbeiten. Wie das? Kannte er nicht Brandts Macht und die unterirdischen Wirkungen seiner Organisation? Hatte er einen

so viel härteren Hals als jener Balmat in Dublin, um Gians Schnur nicht zu fürchten? — Fliehen? — Die Schnur würde zum Lasso, freiste um eine Welt und immer um ihn. Zudem, wie lächerlich stände er vor seiner Seele, wenn der Gewinnst der letzten Lage nichts als Feigheit wäre. Nein, er war in eine Richtung eingegossen und konnte nicht mehr zurück. Aber der Weg?

Er ging langsam über die abendliche Piazza. Die Silhouette des Domes schnitt streng und überhellt in das Nachtblau. Die Menschen trugen froh das beschattete Gesicht, lachten sorglos rasche Worte und hatten den Tagesschweiß schon vergessen.

Rugge schritt, wie gelockt von dem entmatteten Leben der Stadt, durch die Straßen und suchte mit Wünschen für die Nacht und der kleinen Freundlichkeit allgemeiner Fragen die vielseitigste Verbindung. Er staunte über die leichte Art, mit der Menschen zueinander kommen konnten, und über die Kameradschaft, die aus der Kühlung und der Gleichheit der Stunde entstand. Das beruhigte und festigte ihn gleichermaßen. Er fühlte freudig, daß jetzt keine Formel und keine Geste — weder der Sittlichkeit noch der Unsittlichkeit — nötig war, um aus den Menschen Nachbarliches zu hören. Wenn er dieser jungen Frau, die, mit irgend einer unbeantworteten Neugierde in den Augen, hier vor der Thür

stand, ein gelindes Scherzwort zuwarf, so antwortete sie immer mit der naiven Verheißung des Lächelns: ob er nun leisen Wunsch mit der Frage hinübersandte oder nur die lustige Notiz des Blickes. Das war gut so und erfrischend für die Seele, die dem eigenen Werte mißtraute; wie für die Schläfen der Abend.

Ein wenig müde setzte er sich auf die Granitbank eines hübschen Hauses in einer Gasse, die nicht weit von dem marmornen Achteck des Baptisteriums war. Nahe über seinem Kopfe lag ein Fenster, das offen schien; dann der junge Ruf eines Mädchens oder einer Frau glitt ungehindert an sein Ohr:

„Nein, nein! Ich will es nicht! O Gott! Ich kann es nicht!“

Rugge horchte erschreckt auf. Die Not aus dieser Stimme war so aufgedeckt und durchdringend, daß ihm schien, als wäre durch sie der friedliche Zweck des Abends umgestülpt und feindlich zum Kreis um diesen Mittelpunkt der Klage gebogen. Er war enttäuscht und fröstelte; er wollte gehen. Warum die mühselige Belohnung dieses Tagesendes durch die Schärfen eines fremden Unglücks zerspalten lassen? Doch die Entgegnung einer dunkleren und gewiß älteren Frauenstimme hielt ihn.

„Mein Kind, du darfst den ehrlichen Namen deiner Eltern nicht leiden lassen.“

Die andre warf schnell ein, fast scharf:

„Mutter, ich leide mit meinem Körper und meinem Herzen! Ist das nicht mehr?“

„Sagtest du nicht und sagst du es nicht jede Stunde, daß du diesen Mann nicht liebtest? Warum also willst du sein Kind austragen, Lina?“

„Weil ich es liebe, Mutter, weil ich es so sehr liebe als es in mir ist! Ich würde ihn vielleicht mehr hassen, wenn ich nicht schwanger wäre.“

„Kind, Kind, was soll das! Du kennst den Vater. Wenn er es erfährt, wirft er dich auf die Straße. Dann vermag ich nichts mehr. — Denke an die Stadt und ihr schmutziges Lachen. Die Tochter des Bernardino Geddi hat ein Kind von einem windigen Maler, dem sie saß! Denke doch an die Nachbarn und an die Schande, die allein in ihrem Gutenacht sein wird.“

Rugge biß sich auf die Lippen, um nicht sich selber auszulachen. Die Probe kam schnell auf sein Exempel. Die Mutter sprach dringlicher:

„Lina, es ist nur ein kleiner Schmerz. Die Frau ist ja so geschickt!“

Die Tochter schrie kleine hohe Töne. Rugge wußte nicht, ob es Weinen oder Lachen war. Er fürchtete ihre Niederlage und wollte sie nicht anhören. Er ging. Die Nacht war wie eine höhnische Grimasse hinter einem schwarzen Luche. Sie sprach zu ihm mit der wolkenumzackten Fronte der Mondsfichel:

„Du kommst hierher und lehrst mich Sittlichkeit. Ich habe sie wohl nötig, aber ich liebe sie nicht.“
Nugge hatte diese Worte schon einmal gehört.

*

Sechs Tage später erhob sich ein Geflüster in der Stadt. Ein Mann auf abgehehrem Gaul, schweißig und bestaubt, der jetzt in den Hof des Gartenpalastes hastete, war schon aus Castelguelfo und Ponte Laro gemeldet, daß er schlimme Botschaft schleppe. Dann wurde in die laute Gruppe Studenten, die vor der Universität politisierte, die Gewißheit geschleudert: Nolas ist tot! Die Menschen liefen auseinander, als wäre die Nachricht für den kleinen Platz zu schwer, und trugen die drei Worte in der Stadt umher. Eine kleine Gruppe Kardinalisten johlte gegen den Palazzo ducale und prügelte sich mit den Soldaten. Als der Haufen stärker wurde, marschierte ein Picket Gardisten hinter der Stachelmauer ihrer Bajonette über den Platz. Steine wurden geworfen; das weiße Tuch eines Soldaten der ersten Reihe färbte sich hellrot; über die Köpfe der Brüllenden krachte die Salve. Die Menge floß nach rückwärts in angrenzende Straßen; eine Frau blieb liegen, die aus Ohren und Nase blutete.

*

Der Kardinal sagte zu Ulbi:
„Dieser Brandt ist ein großer Mann.“
Der Marchese entgegnete anerkennend:

„Ein Unglücksfall! Nichts als eine verirrte Kugel! Geben Sie tausend Pfund mehr, Eminenz. Dann wird es bei Filippo eine Influenza.“

Er lachte und schickte durch einen nichtgalonierten Diener ein Billett an Rugge, das einen Gruß und eine Anweisung auf ein Mailänder Bankhaus enthielt. —

Der Herzog hatte geschrieen:

„Ihr Löspel! Fühlt ihr denn nicht, daß es Mord ist?“

Das Blut war ihm so jäh in den Kopf gesprungen, daß eine kleine Ader unterhalb des Auges platzte. Asthma knetete die schwere Brust. Die Arme griffen wild in die Höhe.

Nach dem Anfall und mit Säcken heißen Hafers auf dem Körper sagte er leise, von den Stichen der Lunge aufgehalten, doch mit entschlossener Anstrengung klar:

„Der Vorleser Dominico ist entlassen; hat innerhalb vierundzwanzig Stunden außerhalb des Bannkreises zu sein; sonst einsperren.“

Ein achselzuckender Kammerherr gab den Befehl an Bambi. Der ging mit einem Grinsen im Herzen zu Rugge:

„Ein offener und ein geschlossener Brief, der — hoffe ich für dich — Erfreulicheres enthält. Ein schweigsamer Mann brachte ihn.“

Rugge griff zuerst nach Urbis Billett. Dann überflog er die kurzen Zeilen seiner Ausweisung.

Er verzog den Mund. Die Dinge überstürzten sich und hüpfen höhnisch und eilig aus seinem Ermessen. Er dachte:

„Der Herzog macht mir mein Gutsein leicht. Brandt wird es mir desto schwerer belasten!“

Er ging in den Park und setzte sich auf eine Bank. Er fragte sich: habe ich Mut? Habe ich wirklich den Mut, die Weigerung meiner Seele zu verteidigen? Kann ich mehr, als eine Tat nicht tun? Ja, ja, selbst, wenn dieses alles nur Angst vor Brandt, Angst vor dem Tod ist, so wird es doch zum Willen gegen sie. Vielleicht ist die ganze quälende Korrektur meiner selbst nichts als Bequemlichkeit, Forderung für das Gewissen. Vielleicht ist Gutsein so etwas wie ein probates Schlafmittel für Nervöse. Der Mord an Filippo dünkt mich riskanter als die Verteidigung gegen Gian.

Er lachte verzweifelt auf:

„Nein, nein, ich bin nicht so!“

Ein Diener suchte ihn:

„Hallo, Dominico! Ein Buchhändler aus Ferrara will dich sprechen.“

Rugge wurde bleich. War er schon verurteilt? Richtete der Meister schon nach Gedanken? Er tastete nach den Konturen der Waffe, die sein Rock barg. Es ekelte ihn, sie herauszuziehen. Als er auf sein Zimmer ging, glomm in ihm eine ganz heimliche Befriedigung über diesen Ekel.

Schon höhnte er sich: also lasse ich mich abtöten wie ein Kaninchen?

Es klopfte. Matta trat ein.

„Sie, Hauptmann?“

Matta wehrte kurz ab:

„Laß Titel und Erstaunen, Ruge. Verlerne den Respekt vor beiden; denn er kann uns schaden.“

Er blickte ihn an. Ruge fühlte, daß jener mit keiner Bürgeschnur gekommen war; denn die Lider zuckten unsicher und fast ängstlich. Eine seltsame und entschlossene Überlegenheit kam über ihn. Es war ihm, als habe er jetzt seinen schwer gesammelten Willen kraftgebunden auf dem Berg und als könne er ihn mit geringem Anstoß maßlos über die Widerstände rollen.

„Warum kommen Sie?“

„Der Meister sah in letzter Stunde ein, daß die Aufgabe deine ungeschulten Kräfte übersteigen müsse. Er schickt mich, dich abzulösen. Denn von der Lat hängt zu viel ab, zu schwerwiegende politische Formung, als daß er sie mißlingen lassen könne. Zudem möchte er deine Person, die er schätzt, nicht durch unbesonnene Verwendung opfern. Er ersucht dich, zurückzukommen, und wird dich durch persönliche Unterredung ehren. Das versprochene Geld wirst du trotzdem erhalten.“

Ruge lachte:

„Ich habe in den fünfundzwanzig Jahren

meines Lebens kaum je so leicht Geld und niemals so leicht Ehre verdient.“

Er sprach sehr ernst weiter:

„Und da ich entschlossen war, nicht zu mor-
den, scheint beides mir nicht zu gebühren.“

Matta beugte sich vor:

„Weißt du, was du sprichst, Ruggе? Weißt
du, daß du dein Todesurteil sprichst? Ich will
es nicht gehört haben, Freund; denn ich habe dich
gern.“

Ruggе reckte die Arme:

„Hören Sie es, Matta! Hören Sie es mit
jeder Windung Ihres Ohres! Ich habe noch
niemals so stolz meinen Willen gesagt. Hören
Sie noch mehr: der Herzog, dem ich von Anfang
an verdächtig war und dessen Mißtrauen ich durch
gewisse Tölpereien noch unfreinwillig steigerte,
hat mich vor einer halben Stunde, als Kolaz'
Tod laut wurde, stadtvewiesen. Hören Sie noch
mehr, Matta: Ich begnüge mich nicht damit,
daß ich seine Hinrichtung nicht vollziehe. Ich
werde es verhindern, daß sie von irgend einem
Werkzeug Brandts getan wird. Ich werde den
Mord an ihm verhindern, Matta.“

Der andre war weiß und verzerrt. Mit einer
Anstrengung, die die Aßern blau aus den Schlä-
fen trieb, verdrängte er die laute Wut. Er sagte
nur mit brüchiger Stimme — die rechte Hand
schwenkte nach hinten —:

„Geht dein Fenster auf die Gärten?“

Rugge aber drehte sich nicht um, sondern schlug ihm den Arm in die Höhe. Der Schuß ging in die Decke. Der Kolben der entwundenen Pistole traf Mattas Kehlkopf. Er sank mit aufgerissenem Mund auf das Bett.

Rugge öffnete die Thür. Soldaten und Lakaien liefen den Gang herauf:

„Wer hat geschossen?“

Er besann sich einen kleinen Augenblick:

„Der da wollte von mir den Schlüssel zum kleinen Portal und eine Bedienten-Livree erpressen. Er drohte mir mit der Waffe. Als ich ihn unschädlich machte, ging sie los. Seht hier das Loch in der Decke.“

Sie trugen den Ohnmächtigen hinaus. Rugge packte mit gespanntem Gesicht seine Sachen zusammen; dann wartete er und hatte die Augen geschlossen, als wenn er schlief. Als seine Thür neuerlich aufgestoßen wurde, lächelte sein Mund ein klein wenig.

Zwei Soldaten führten ihn in ein Zimmer, das er nicht kannte, und blieben ihm zur Seite. Ein leicht geraffter Vorhang ließ die Ecke des herzoglichen Arbeitszimmers sehen. Dann vernahm er Filippos Stimme:

„Ich werde Französisch sprechen. Sie verstehen es und können so antworten?“

„Ja.“

Sekunden der Stille. Ruge hörte erregte Fingernägel trommeln. Jetzt sprach der Herzog:

„Sind Sie geneigt, jetzt die Wahrheit zu sagen? Ich glaube, daß wir nicht mehr zu lügen brauchen. Wollen Sie ehrlich sein?“

„Ja.“

„Kam jener, um Sie an etwas zu erinnern? Wenn Sie ja sagen, erhalten Sie von mir eine lebenslängliche Pension.“

„Nein.“

„Jetzt weiß ich nicht, ob ich Sie bewundern oder Sie verhaften lassen soll. Wollen Sie mir den Schuß erklären und die Dohnmacht des Mannes?“

„Der Schuß war die Antwort auf ein grundsätzliches Bekenntnis und die Dohnmacht der Beweis, daß ich mich vorsah.“

Filippo hob die Stimme:

„Galt das Bekenntnis meinem Leben oder meinem Tode?“

„Dem Leben des Menschen!“

Der Vorhang wurde zurückgeschlagen. Filippo lehnte sich an die Wand, hatte die Arme über die Brust gekreuzt und sah ihn stumm an. Dann hieß er die Soldaten gehen und reichte ihm die Hand:

„Ich wußte es, und ich danke Ihnen. Die Verweisung ist aufgehoben.“

Ruge schüttelte den Kopf:

„Ich aber werde gehen, Herr; denn es geschah nicht um Ihre Willen. Diese Belohnung machte mich vollends verächtlich. Doch was wird mit dem Gefangenen?“

„Ich werde einen, der mich vergiften will, nicht zum Mundschenk machen. Das sehen Sie doch ein?“

„Ja, Herr; doch ich ahne, daß Sie mich mehr fragen wollen. Ich werde Ihnen den Namen des Mannes nicht nennen. Ich werde nicht mehr antworten, und ich bitte, mich zu entlassen oder mit mir zu tun, was Ihnen beliebt.“

Filippo lächelte. Er ging in das andre Zimmer zurück, öffnete eine silbergetriebene Truhe und kam mit einem seltsam geformten goldenen Becher zurück:

„Kein Lohn, ein Andenken nur. Der Becher soll Sie nicht nur an einen Menschen erinnern, der Sie hoch einschätzen würde, selbst ohne Ihnen verbunden zu sein: er soll Ihnen auch seine Art ins Gedächtnis rufen und den Hochmut, mit dem er sie lebt.“

Der Becher zeigte in meisterlicher Arbeit die obzöne Darstellung eines Phalluskults.

VIII.

Noch in Como schwankte Rugge. Er ritt auf der schönen Straße nach Erba zu und stemmte

sich gegen die Beschaulichkeit, die aus den weichen Hügeln der Brianza über ihn kommen wollte. Die Sonne fleckte durch das Laub und die Lücken der Baumschatten genügsame Freundlichkeit auf den Gruß des Weges und der Menschen. Die aufgedeckte und leicht geblendete Seele Rugges sah nicht mehr ein, warum sie willens war zu kämpfen.

Der Maulesel, dessen seltsam leidvolle Augen ihn schon vor dem Ritt bekümmerten, zuckte bei jedem Schritt und dem Druck seines ertragenen Gewichts immer dringlicher über Rücken und Hals hin bis an die Ohren. Als er ihm gut zu redete und über die Rüstern strich, drehte er den Kopf zur Seite und blieb stehen. Das schmerzliche Braun der Augen blinkte ergeben und wie vor einem Schrei. Rugges dachte an die breitbeinige Brutalität des schmutzigen Vermieters. Er stieg ab, untersuchte das Tier und fand nichts. Wie er die Hand auf den Sattel stemmte, um sich wieder hinaufzuschwingen, fiel es hin. Er riß an den versilzten Riegeln der Gurten, die seit langem nicht mehr gelöst schienen. Als der Sattel gehoben war, roch es nach Eiter. Er schrie auf und trennte behutsam den Schlamm der Decke vom zuckenden Rücken. Die Wunde war furchtbar und voll Würmer. Er reinigte sie, so gut er konnte, deckte sie mit kühlen Blättern, rief Leute aus dem nächsten Bauern-

haus, hieß das Tier fortbringen und gab Geld, daß man es pflege. Er ging mit böser Stirn in die Stadt zurück, zerschlug seinen Stock an dem Rücken des Treibers und warf ihm das Kaufgeld vor die Füße. Der Mann aber schrie gekrümmt und sich reibend:

„Tausend Dank, mein Herr!“

Dann fuhr er ab und wußte sein Ziel. Einmal, in der Eilpost zwischen Tirano und Samaden, lachte er laut. Die Insassen — darunter eine Venezianerin mit rotem Haar und Augen, die auf ihm brannten — rückten von ihm ab. —

*

Das weiße Haus schlug seine kühle Luft um ihn. Er wurde in ein Zimmer geführt, das zu ängstlich den Tag mit dunklen Geweben abwehrte, um das Gesicht der Frau auf dem Divan erkennen zu lassen. Gene sagte, daß er mit ihrer Gesellschaft vorlieb nehmen solle, bis der Meister käme.

Rugge fühlte alles gegen sich verbündet: die Frau, die aus einer schmalen Pfeife rauchte, die Luft, den Raum. Er wußte, daß aus jeder Fuge der schweren Paneele Brandts Geist drängte und daß Brandts Kraft um ihn war wie eine noch nicht geschlossene Faust. Doch er dehnte die Brust ohne Angst.

Eine Zwölfjährige mit weißblondem Pagenkopf brachte Tee in durchsichtigen Schalen. Die

Frau sah auf ihn aus halbgesenkten Lidern und wehrte einen winzigen schlitzäugigen Hund ab, der ihr auf den Hals glitt. Sie sprach zu dem Tier mit fremden kurzen Kehllauten und hob ihre kleine Stimme mit einemmal zu dem Manne, gleichsam achtlos und ohne den Kopf zu wenden:

„Warum fürchten Sie sich nicht vor ihm?“

Rugge sagte lachend:

„Furcht gilt mir nicht als Auftakt für eine Bekanntschaft.“

Die Frau richtete sich auf; er schloß unter den schrägen Sichelu ihres Blickes für eine Sekunde die Augen. Sie sprach sehr rasch und jedes Wort wie eine abgeschliffene Rundheit:

„Herr, keine Verstecke mehr für das, was man weiß. Wenn Sie auch den Meister nicht sahen, so haben Sie ihn doch gehört und (sie hielt ein klein wenig inne) — empfunden. Daß Sie hier sitzen, ist etwas Außergewöhnliches. Sie wissen es. Können Sie die Rebellion Ihrer Gedanken rechtfertigen?“

Jetzt fühlte Rugge, daß Brandt zuhörte. Er lächelte:

„Madame, ich brauche keine Voruntersuchung. Ich bin zu Gian Brandt geladen und kein Angeklagter.“

„Wenn ich aber für ihn spräche und Sie anklagte?“

„Dann glaube ich, Madame, daß der Meister den Fürsprech weniger aus Nothwendigkeit, als aus Galanterie genehmigt.“

Die Frau griff über den Tisch nach seiner Hand und krallte die langen scharfen Nägel ihrer Finger in sein Fleisch, daß Blut kam. Aber sie sprach nichts. Aber den Mann schnellte eine wahnsinnige Begierde nach ihrem Körper. Er fühlte lauen Druck an den Schläfen, der die Sinne verdunkelte. Seine Zähne fielen auf ihren Arm und bissen. Sie sah mit unberührtem Blick auf seinen Nacken und blieb stumm, ohne den kleinsten Laut des Schmerzes. Diese Augenblicke lebten von ihnen nur die Nägel und die Zähne.

Jetzt bellte quielend der Hund. Sie lösten sich voneinander und sahen sich an. Die Frau beugte sich vor, berührte mit den Lippen seine Stirn und flüsterte ihm in die Haut:

„Sei stark nun!“

Ein schlanker Mann mit grauen Schläfen trat in das Zimmer. Seine Augen waren müde und umrändert, als wären sie geschminkt. Er blieb vor der Frau stehen, die mit dem Hunde spielte, und sprach wenige fremde Worte. Sie antwortete mit einem Laute, der feindlich klang.

Rugge suchte in der Erinnerung nach dem Bilde des Augenblicks, wo er ihn in kurzer Klarheit gesehen hatte. Er fand es nicht; er blickte in dieses verbrauchte Gesicht das erstemal.

Brandt stand ihm gegenüber und hob die Hand über die Augen, wie wenn in dem Zimmer Sonne wäre. Als er zu sprechen anfing, erkannte Ruge die Stimme, die die lichtlosen Befehle gab.

Der Meister sagte:

„Jetzt habt Ihr mir noch die Frau genommen.“

Ruge erschrak vor der gesammelten Tragik dieser wenigen Worte. Und das Seltsame: er begriff sie ganz und fühlte ohne Reue eine Kette der Schuld diesem Manne gegenüber. Wie wankelmütig sind die Motive von Gut und Schlecht, fragte er sich staunend, daß ich über meine Notwendigkeit seinen Beruf vergesse?“

Brandt ließ die Hand von der Stirn sinken und sprach hart:

„Man tut gut, euch Umgestülpte zu hassen; denn ihr raubt ohne Unterlaß und vergewaltigt selbst euren früheren Schatten!“

Ruge duckte sich ein wenig:

„Sie messen mir zu viel Bedeutung bei, Meister. Denn der Mensch geht nicht geradeaus und nicht im Zickzack, sondern pendelt durch sich hin und her wie eine schiefgehängte Uhr.“

Die Frau, die mit aufmerksamem Gesicht zuhörte, warf dazwischen:

„Mich störte auch die Geradegehängte. Ich halte jeden Pendel an; nicht nur, um schlafen zu können.“

„Laß das, Ruja,“ sagte Brandt ungeduldig;

wir haben zum Paraphrasieren keine Zeit. — Ich überschätze Euch nicht, Ruggé, aber ich weiß mit Euch Bescheid. Das ist nicht einmal ein Vorwurf. Doch sagt mir: ist jenes Zeichen an Eurem Schenkel noch sichtbar?“

„Nein.“

„Auch das wußte ich. Dann: was ist mit Matta?“

„Der Herzog wird leben.“

„Ja,“ antwortete Brandt ganz flüchtig und verzog den Mund, als überwände er einen Schmerz. Dann streckte er die Arme vor sich auf den Tisch und ließ das Kinn auf die Brust sinken. Er fragte:

„Warum sagtet Ihr Filippo nicht seinen und meinen Namen? Warum verrietet Ihr nichts von mir?“

Ruggé sprang auf:

„Erlauben Sie mir, daß ich trotz allem staune. Woher wissen Sie es?“

„Ich ahne es; denn das ist es, was ich an Euch respektiere. Dieses Anständigsein mitten in dem Jesuitismus der Anständigkeit muß mich erschüttern.“

Ruja stand auf:

„Ich will gehen; denn was jetzt zwischen euch gesprochen werden wird, soll nicht gehört werden.“

Ruggé sah ihrem kurzen Schritte nach, der die Ferse rasch hob und in den Knien federte. Erst

als sie draußen war, wußte er, daß man den Körper unter der dünnen Seide hatte sehen können. Er sah gequält auf Brandt, der mit aufgehelltem Gesicht den Kopf hob:

„Zwischen uns darf keine Klarheit sein, wenn wir nicht die Pflicht haben wollen, uns gegenseitig umzubringen. — Es ist gut, daß uns die Frau verließ; denn wir werden kleinlich werden, unlogisch, unheroisch und mit Absicht kurzichtig. Wir werden wie alle Menschen werden, die unbarmherzig an die Grenze ihrer Tierähnlichkeit und an den weiten Beginn ihrer Tierähnlichkeit gedrängt werden. Sage, was das ist, Ruge; ich beschwöre dich, es zu wissen; ich flehe dich mit aller Kraft und allen Sinnen unserer Lebendigkeit an: sage, was das ist!“

Er hatte die Handgelenke des andern ergriffen und seine Arme mit den eigenen Armen zur Seite gereckt, daß sein Mund fast auf den andern Mund die Frage drückte.

Ruge sah in das nahe Auge, das verdunkelt war, als fänge es die Nacht. Er antwortete laut, mit ungeheurer und fast drohender Sicherheit:

„Lodesangst!“

Von Brandt fiel die Gespanntheit ab wie eine Maske. Ruge sah, wie sich die harten und geraden Kerben seines Gesichts müde in tausend Runzeln verästelten. Der Atem löste sich von

seiner Haut, der Kopf schwankte nach rückwärts und zog den Körper in den Sessel.

Gian trank hastige Schlucke Tee und fuhr fort:

„Dann können wir einig werden, denn wir bekennen uns zum gleichen. Jetzt sind wir vielleicht beide gut, weil wir uns zum Leben verurteilt haben. Jetzt sind wir so ehrlich zu fragen: warum? Jetzt sind wir so ehrlich zu antworten: aus Feigheit.“

Er lachte und schlug die Fäuste auf den Tisch:

„Habe ich dann nicht recht zu sein, wie ich bin?“

Rugge entgegnete ernst:

„Habe ich dann nicht recht zu sein, wie ich geworden bin?“

Brandt schrie:

„Ja, ja, ja! Das ist das Furchtbare und das Schöne und das Lächerliche und das Lebendige: wir haben alle recht!“

Er schwieg erschöpft, warf sich auf den Divan und schloß die Augen. Er öffnete sie auch nicht, als er weiter sprach:

„Ich schlage Euch vor: wir trennen uns. Ihr erhaltet für Euer Versprechen...“

Er lachte ein wenig und hob die Hand:

„Nicht wahr, Rugge, kein Ehrenwort! Das ist der kleine Zierdegen, wenn die Seele Gala anlegt. Wir aber waschen grade ihr Hemd.“

Er lachte wieder und drehte das Gesicht noch mehr zur Wand und begann aufs neue:

„Ihr erhaltet für Euer Versprechen zu schweigen eine lebenslängliche Rente von zehntausend Livres für das Jahr.“

Er wandte den Kopf, schlug die Augen auf und sah ihn an:

„Von einer Möglichkeit des Verrats spreche ich nicht, weil sie nicht besteht.“

„Nein, sie besteht nicht,“ sagte Rugge leise. Brandt fuhr fort:

„Bei einer von Euch zu nennenden Bank in Frankreich oder Italien werdet Ihr einen Garantieschein finden, so daß schriftliche Abmachungen zwischen uns unnötig sind.“

Rugge bat mit dringlichem Tone:

„Wir wollen uns Adieu sagen, Meister!“

„Auch das Peinliche mußte zu Ende gesprochen werden, Freund.“

Er richtete sich halb auf:

„Und wie endgültig du für mich sein wirst, Rugge! Denn du brauchst nur verschweigen, was war, und darfst deinem gelegentlichen Gewissen sagen: es ist nichts mehr. Das weiße Haus wird nur noch die Müdigkeit eines reuelos Abgenutzten verbergen. Europa wird sich eine andre Dunkelkammer mieten müssen und einen andern Agenten seiner Schlechtigkeit; denn es wird erst allmählich lernen, sich ohne Vermittlung, leichter und mit größerer Wirksamkeit umzubringen.“

Er lächelte nach einer kleinen Pause:

„Du mußt dein Schicksal um diesen Erfolg anstaunen, Rugge, und du wirst dich schämen, ohne daß ich es dir verbieten kann. Denn es ist die gleiche Scham, die dich in Parma schweigen hieß und um die ich dich und die andern sittlichen Menschen beneide oder hasse.“

Er stockte wieder:

„So wird meine kleine Rache aussehen, die ich nicht haben will, aber die kommen wird, weil wir eine halbe Stunde brüderlich waren.“

Er stand auf und sprach mit erhobener Stimme:

„Denn wir beide dürfen uns nicht lieben, selbst wenn wir es wollten. Dafür sorgt das, was Gott ist!“

Rugge war sehr blaß und umklammerte Gians Arm:

„Warum nur nicht! Ich glaube nicht an Gott!“

„Doch, mein Freund,“ lächelte Brandt. „Sonst hättest du dich nicht erhoben.“

Er sprach in den Raum, als wäre er allein:

„Daß sie es nie wissen, das ist ihre und seine Macht. Und meine Schwäche, wenn ich sie so sehe.“

Er faßte ihn unter und führte ihn hinaus. Sie stiegen über eine kleine braune Treppe auf den Garten des Daches, der weiße Kieswege und den Schatten von Palmen, Lorbeerhecken und dichtem Efeu hatte. Den Weg säumte eine zweifache

Schnur blutroter Tulpen. Sie setzten sich auf die Stühle, die Stirn in dem kühlen Schwunge des Windes, und sahen durch die viereckigen Heckenlücken. Der See war ohne Glanz, und die Alpen verwickelten sich in die Hinterlist flockiger Wolken. Ein mächtiges Horn hatte sich durchgestoßen und glogte über den Schwaden hilflos nach seinen Fundamenten. Dann verlor es die Kraft und ließ sich vom leichtesten Dunst verdrängen. Schon fiel Regen.

„Wir wollen noch ein wenig bleiben,“ sagte Gian und öffnete die Halsbinde. Rugge nickte.

In den See kerbten sich dünne schwarze Striche. Der Himmel war so gleichmäßig von hellem Grau, daß es fast schien, als wäre er wolkenlos. Dann schrägte er sich ab und engte den Horizont bis an den See.

„Beweise mir jetzt, daß dort Berge sind,“ flüsterte Brandt.

Die graue Gier verschlang den See und war eng vor den Blick gespannt wie ein Tuch.

Quer über Brandts Stirn erhob sich eine schwere Ader und die Haut wurde für diesen Augenblick dunkelrot.

„Ich bin blind!“ schrie er plötzlich, riß an seinem Hemd und fiel nach hinten.

„Meister, ich bin es auch!“

Rugge starrte auf den Ausgestreckten und konnte sich nicht rühren.

Brandt drehte den Kopf hin und her, als wäre eine Faust an seinem Hals. Er stöhnte:

„Nein, nein, du siehst mich sterben und du kannst nicht kommen!“

„Warum stirbst du jetzt!“ heulte Ruggé und schlug sich die Faust gegen die Stirn. „Warum stirbst du jetzt, wo ich so klein bin!“

Brandt flüsterte schwach und erstickt:

„Weisevolle Logik meines Lebens . . . denn du bleibst jetzt arm . . . dein Lohn ist mein Tod . . . dein Lohn ist ein Nichts . . . und mein Tod dein Tod . . . eine breite Seite . . . dunkle Seite der Welt stirbt mit mir . . . mit dir . . . ist morgen wieder da . . . du nicht . . . ich nicht . . . sind wir denn so wichtig? Ja, ich beklage dich . . . und ich weinte . . . hätte ich nicht Angst davor . . .“

Seine Augen öffneten sich weit, auch der Mund und die Nasenflügel wölbten sich. Es war, als ob alle Mündungen des Gesichts etwas unsäglich Peinvolles und Widerstrebendes entließen. Dann krampfte sich der Beginn eines Gelächters aus der Brust: die Lippen grinsten und die Hände hoben sich steil über den Kopf. Aber nach dem kleinen Aufschrei war der Tod schon da. Die Arme fielen schwer hinunter und warfen alle Last des Atmens so verächtlich von sich ab, daß die Hände halb vom Kies überrieselt waren. Doch

das Gesicht blieb, wie es war; nur mit endgültigerer Grimasse.

Rugge saß mit vorgestrecktem Kopf und sah unverwandt auf die verglasten Augen. Das Entsetzen seines Hirns wurde allmählich von diesem Blick überwuchert und gleichsam eingefroren. Er war nach vorn gebückt und von seinen Sinnen abgeschnitten, als hätte ihn der Tote bis in den Vorhof der Erstarrung mitgenommen. Er hörte auch nicht Schritte über den Kies und fühlte nicht die Hand, die seine Haare berührte.

Die Frau beugte sein Gesicht nach rückwärts und sah ihm in die Augen, bis er sie erkannte. Rugge sprang auf, riß ihr den Schal von den Schultern und warf ihn über den Toten. Dann rief er rauh:

„Sprechen Sie nichts!“

Ruja ging mit schüchternen Schritten an den Körper heran, hob langsam seine Hände auf — die rechte erst, als wiege sie schwer, und dann die linke — reinigte sie sorgfältig und ganz nahe ihrem Gesicht. Rugge hatte das Gefühl, daß sie sie küssen würde; doch sie sah sie nur an und bückte den Kopf für die Handflächen. Dann senkte sie sie wieder sanft und einzeln auf den Sand, wo sie gewesen waren, und legte kleine Kieselsteine auf die Finger, bis sie ganz bedeckt wurden.

Jetzt wagte Rugge kein Wort. Er erkannte in

ihrem bestimmten und feierlichen Tun die Mystik einer Weihe, die Brandt gerecht wurde.

Sie richtete sich auf und sah ihn wieder an. Aber den Blick senkte sich in den langen Sekunden nicht einmal das Lid. Er war starr und unerschütterlich wie der des Toten.

Rugge schrie:

„Ehrfurcht vor diesem dort! Was wollen Sie?“

Dann beugte er sich zu ihr hin und sprach heiser:

„Ich war in der letzten großen Stunde dieses Mannes so winzig, daß er über mich in die Agonie stolperte, ohne ausweichen zu wollen. Es hätte auch ein Husten sein können oder eine Fischgräte. — Aber ich war es.“

Ruja lachte leise, lachte immerzu und ging an ihm vorbei ins Haus. Dann schwangen ununterbrochen zwei grelle Gongs. Diener schoben Brandts mächtigen Arbeitsstuhl heran und zertraten die Tulpen dabei.

Rugge rief verwirrt:

„Seht euch doch vor!“

Aber sie beachtetten ihn nicht. Sie hoben den Körper in den Stuhl und trugen ihn langsam die Treppe hinunter. Einer, vor dem Troß, schritt rückwärts und hielt mit der ausgestreckten Hand Brandts Stirn. So glitt der Kopf nicht von dem roten Brokat der Rückwand.

Rugge folgte ihnen. In dem gelben Saale, der voll von Licht war, machten sie halt und warteten schweigend. Ein weißhaariger Mann kniete in der Mitte und untersuchte sorgsam die Fliesen. Er rief ein Wort, nahm dem herangeeilten Diener den kleinen Farbentopf ab und bezeichnete mit schwerem roten Strich ein geräumiges Viereck. In seine Mitte wurde der Totenstuhl getragen. Einer band den Körper mit kaum sichtbaren Schnüren fest. Ein anderer trug von der Wand einen der vielen unnützen gelben Sessel herbei und stellte ihn daneben. Dann traten sie zurück und warteten schweigend mit den übrigen.

Von irgendwo kam heiße Luft, als würden metallene Platten bis zur Glut erhitzt. Rugge zuckte unter jedem Stoß seines Herzens.

Gegen die Flügeltür fiel ein starker Schlag. Zwei der Malayen liefen hinzu und hoben den Arm vor die Augen, als sie öffneten. Ein riesenhafter Mann, bis zum Gürtel nackt und wie eine seltsame Braut einen weißen Schleier über Kopf, Nacken und Rücken, trug den gekrümmten Körper Nujas.

Rugge schrie auf. Jener blieb stehen und wandte sich und seine Last ihm zu. Ihr Körper war in roter Seide; über dem Gesicht lag eine rote Binde. Durch die Wendung des Trägers mag sie gefallen sein; vielleicht auch hatte sie der Mann gelöst: Rugge sah taumelnd, daß die

Augen offen waren und starr auf ihn blickten wie vorhin. Er fiel mit dem Kopfe gegen eine Säule.

Der Breitschultrige wandte sich, streifte die Hülle über das Gesicht der toten Frau und trug sie langsam auf den leeren Sessel neben Brandt. Er band sie mit einer schmalen roten Kordel fest und tat eine gebietende Geste gegen die Diener. Jene verließen stumm den Saal; zwei trugen mit unbewegtem Gesicht den Dhmächtigen; der Weißhaarige, als letzter, löschte alle Kerzen.

Man hörte den Breitschultrigen eintönig singen und den Lärm sich senkender Marmorquadern.

IX.

In dem unzugänglichen Gebirgsdorf des südlichsten Wallis — nahe schon winkt der Mont Blanc aus Savoyen — haben die Bauern herrische Bewegungen und eine laute Sprache, die immer Befehle gibt. Die Frauen sind starkknochig, mit gebuchteter und trotziger Stirn. Die Liebe ist eine schweigsame und Gott befohlene Berrichtung; die Schwangeren schreiten ohne Lächeln, verschlossen und pflichtig; die Gebärenden beißen die Lippen zusammen, schreien nicht und betrachten die geborenen Glieder sachlich auf künftige Verwendbarkeit. Hinter allen Wandungen des Ge-

fühls aber ist große und unerschütterliche Liebe für die Kinder.

Die Landschaft ist wie sie. Die Berghänge geizen in kleine steile Vierecke Korn und Gras. Den mageren Ertrag laden sie ihren Menschen auf den Kopf, damit der Tragende nicht zu breiten Schreitraum habe; denn die Wege zwischen Geröll und Felsenkanten sind schmal und gehen in ungelentken Windungen; der Körper muß sich zuweilen an die Steinwände schmiegen. Der Kopf aber ist sichere, unabhängige Schulter oder ist Rücken oder Arm oder Hand: der Kopf trägt. —

An dem durchsichtigen Herbstabend erlaubten sie ihren Augen zu staunen und zu dem Fremden zu sehen, der langsam die steile und enge Dorfstraße heinaufschritt, an dem Brunnen vorbei, um den die jungen Leute saßen, mit freundlichem Gruß vorbei und weiter. Er sah aufmerksam auf die rissigen, gedrückten und steindächigen Häuser und auf die stelzfüßigen Chalets, die mit ihnen abwechselten, zwischen den Tragpfählen das Winterholz barge und oben, aus den unnützen und rund herum führenden Balkons, das Getreide herabhängen ließen.

Ungefähr am Ende der Straße, wo sie sich wieder in den mühseligen Maultierpfad engte, stand ein leeres Blockhaus, braunschwarz und baufällig. Es gehörte einst einem Menschen mit unheimlichen Augen, der seine paar Acker Land

verpachtete, mit der Flinte in den Bergen herum schoß, und von dem man raunte, daß er nicht allein auf Wild ziele. Dann war er mit einem sonderbar gewichtigen Ballen ins Rhonetal hinuntergestiegen. Um dieselbe Zeit hatte man auf der Paßstraße nach Chamonix zu einem italienischen Seidenhändler ermordet und beraubt aufgefunden. Man glaubte den Täter zu kennen; aber die Gendarmen von Brig, von Sion, von St. Maurice, ja selbst die Lausanner fahndeten vergeblich nach diesem Pierre Ronchavallaz. Er blieb verschollen. — Das war schon lange Jahre her. Aber die Bauern verwanden noch immer nicht die furchtbare und besleckende Landsmannschaft. Sie hatten Steine auf seine Ackerflecken gerollt und spien auf die Schwelle, wenn sie an dem Haus vorüberkamen.

Hier blieb der Fremde stehen und betrachtete die blinden oder zerbrochenen Fensterscheiben. Dann zuckte er mit den Achseln und klopfte an die Thür. Ein Junge, der ihm nachgeschlichen war, berichtete es mit brennenden Ohren denen am Brunnen. Man war sprachlos; dann rauschte erregte Beratung auf; schließlich wurde die Kunde mit dem Jungen zum Schuster geschickt, der gleichzeitig das Amt des Gemeindepräsidenten würdig und selbstverständlich bekleidete. Sie hatten ihn eben noch aus seiner offenen Werkstatt hämmern hören. Doch der Bote sah erschreckt und schnell

an eine Hauswand gedrückt, wie der fremde Mensch, der wohl nach dem vergeblichen Klopfen umgekehrt war, ihm entgegenkam, an dem ersten erhellten — eben des Schusters — Haus halt machte, höflich den Hut zog und den Oberkörper mit irgend welchen Worten in den Raum hinein bückte. Nach kurzem Kampfe war die Angst überwunden: wie wird Anerkennung und Wichtigkeit dem getreuen Bericht folgen! Der Junge sprang durch die Schatten näher und hörte schon das verwunderte und kaum höfliche: Was? des Kor-donniers, der immer schwerhörig wurde, wenn ihn die Verhältnisse sein Patois zu verlassen zwangen.

Die freundliche Stimme wiederholte eindringlich und langsam die Frage, ob vielleicht über jenes letzte Haus oder eine andre Möglichkeit, Wohnung zu nehmen, Auskunft gegeben werden könne.

Jean-François Myer, der Präsident fragte grob wieder:

„Ja, warum denn?“

Die Stimme hob sich in leiser Ungeduld:

„Ich habe mir bereits zu sagen erlaubt, daß ich hier gern einige Zeit verbringen möchte. Ich war krank und habe Ruhe nötig. Wenn jenes Haus zu vermieten ist, würde ich es nehmen und instand setzen lassen. Wenn nicht, dann bitte ich, mir ein andres Haus zu nennen, das

mich für gutes Geld aufnimmt. — Oder ist dieser Ort an keine Gastfreundschaft gewöhnt?“

Jean-François schrie: „Was?“ verstand aber gleich sehr gut und fuchtelte die verletzte Ehre der gesamten Gemeinde durch die Luft:

„Keine Gastfreundschaft, mein Herr? Wer würde das zu sagen wagen, mein Herr, der uns kannte! Wir beherbergen viele Fremde, wir sind es gewöhnt und wir verstehen es. Noch vor zwei Jahren war hier ein Weinbergbesitzer aus Yvorne den ganzen Sommer, gar nicht zu reden von den Vielen, die ins Savoyische wollen und vor unserer Epicerie stehen bleiben und von der reichen Auswahl kaum wissen, womit sie sich erfrischen sollen.“

Jean-François wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er hatte reines Französisch und eine der längsten Perioden seines Lebens gesprochen; er hatte die ihm anvertraute Gemeinde mit einer Beredsamkeit, um die es schade war, daß sie nicht von den andern gehört wurde, gegen einen ungerechtfertigten Vorwurf verteidigt. Gut so. Jetzt aber galt es, ihn auch durch die Tat zu entkräften. Und warum jenem nicht dieses Haus geben, zumal es noch Geld einbringt?

Er räusperte sich:

„Ich bin nämlich der Gemeindepräsident und kann Ihnen auch das Haus vermieten, das — durch Erbschaft (er sprach die Lüge ein wenig un-

sicher) an die Gemeinde fiel. Zwar muß ich es noch dem Gemeinderat unterbreiten, aber das kann gleich geschehen.“

Er stand auf. Der Bote sprang zu den Leuten am Brunnen, die diese Steigerung der Tatsachen nicht mehr glauben wollten. Doch schon sahen sie ihren Jean-François auf seinen kleinen und energisch gebuchteten Beinen die Straße heruntereilen, hier und dort stehen bleiben und mit den Ratsmitgliedern, soweit sie vor ihren Häusern saßen, wenige und kräftige Worte wechseln.

Nach einer halben Stunde war alles geklärt. Der Fremde gab zwei Louisdors im voraus — teils für die Miete, teils für die Reparaturen — und wurde von Jean-François freundlich aufgefordert, bis zur Herstellung des Hauses bei ihm zu wohnen. Die Jugend am Brunnen wußte auch bald, daß er Ruggi oder Ruggie hieße und ein Deutscher sei. Eine sehr alte Frau, von der man sagte, daß sie das zweite Gesicht habe, warnte viele Male, sich mit dem verfluchten Haus abzugeben und — wie sie sich ausdrückte — den schönen Mann in die Unseligkeit zu schicken. Man hörte nicht auf sie.

Viele der jungen Leute taten in den nächsten Tagen nur die notwendigsten Arbeiten in Feld und Stall und halfen dem etwas verwirrten Zimmermeister bei seinem bedeutsamen Auftrag. Der Fremde lebte unterdessen ruhig und einsilbig

in der geräumigen Dachstube des Myerschen Hauses, ließ sich die Mahlzeiten auf das Zimmer tragen und war zu seinem sorglichen Wirte von offener Freundlichkeit. In den abendlichen Gesprächen am Brunnen und vor den Häusern wurde bald bewiesen, daß die unbedeckte Kümmeris seines Gesichts unfehlbar von dem schmerzlichen Verlust eines nahestehenden Wesens — vielleicht der Mutter oder der Frau oder der Braut — herühre. Sein unverrückbares Schweigen gefiel ihnen, und die schweren Falten an den Mundwinkeln und zwischen den Brauen zeigte einen Trost, den sie kannten. Der Respekt vor ihm war allgemein.

Dann siedelte er mit seinem wenigen Gepäck und der alten Magd Myers, die schon das Gnadensbrot aß und über die unerwartete Verwendbarkeit sehr glücklich war, in das instand gesetzte Haus. Als er die Lannenreiser sah, die über der Thür zu einem schönen Gruß geflochten waren, lächelte er und drückte dem ihn begleitenden Jean-François die Hand. Der Präsident trug sich zufrieden und stolz; denn er war es, der noch in der letzten Nacht den Schmuck erdachte.

Von den zwei Monaten, die jetzt folgten, bis zu jenem überraschenden und beklagten Oktobermorgen erfuhr man durch die alte Eliza, die ihrem sanften Herrn ergeben war wie ihrem lieben Gott.

Vor allem wurde es augenscheinlich, daß der Fremde noch krank war; denn die Alte berichtete schon in den ersten Wochen, daß er fast nie oder nur die Morgenstunden schlief, nächtelang in dem Zimmer auf- und abging und fremde Worte sprach. Zuweilen schrie er so laut, daß sie kaum zu atmen wagte und oft schon willens war, zu Jean-François zu laufen und ihn zu holen. Doch als sie einmal schon das Tuch um den Schultern hatte und leise die Haustür aufschließen wollte, war er mit einem Male neben ihr, die Kerze in der Hand und mit Augen, wie sie sie noch niemals bei ihm gesehen hatte: brennend und aufgerissen; war er neben ihr und sprach ernst, doch ganz anders wie sonst, kurzatmiger und heller:

„Wohin willst du?“

Sie hatte ihm dann zaghaft von ihrer Angst gesagt, als sie ihn schreien hörte; ob er denn krank sei und ob sie nicht doch Jean-François oder den Herrn Pfarrer holen solle, der auch Arzt sei. Ein trefflicher Arzt übrigens mit den erstaunlichsten Erfolgen. So hatte er neulich . . .

Er hatte sie mit einer Handbewegung unterbrochen und sehr langsam, erschreckend langsam gesagt, sie solle, sofern sie zusammenbleiben wollten (und das wünsche sie doch?) nicht mehr versuchen ohne seine Erlaubnis jemanden zu holen. Zudem sei er nicht krank, sondern mit einer Arbeit beschäftigt, die ihn auch nachts wachhalte und ihn

manchmal zu Selbstgesprächen hinreißt. Sie solle schlafen und sich nicht um ihn kümmern.

Mit der Arbeit, betonte Eliza oft, hatte es seine Richtigkeit; denn der Herr saß fast den ganzen Nachmittag, den Abend, bis in die Nacht hinein an dem großen braunen Tisch, von dem er auch speiste, und schrieb. Vormittags lag er auf dem Bett oder in der Sonne des kleinen verwilderten Gartens.

Dann gab es wieder Tage, in denen er nichts schrieb und nur umherging: schweigend oder mit gehezten Worten; und mit Augen, die nicht gesund, sondern im Fieber waren. Das wußte Eliza noch von der Pflege des kleinen, dunkeläugigen und schon lange toten Sohnes Jean-François', der mit den gleichen Augen lag und phantasierte und starb. Das ließ sie sich nicht ausreden, suchte sie erregt und heimlich zur Präsidentin Noëmy Aher, das wußte sie zu gut, und sie sei doch alt genug!

Jene Greisin, die um die Zukunft wußte und den Fluch des Mörderhauses sich also erfüllen sah, gab ihr wohl hin und wieder einen Rosenkranz, in Maria-Einsiedeln vielfach geweiht; ein Männlein aus Papier geschnitten und in Notre-Dame-des-Marches mit Erfolg gehangen; ja selbst ein Kreuzlein aus Lourdes. Sie sollte mit diesen Dingen, so weit es eben noch möglich war, das Haus von seiner Schuld reinigen und den Herrn schützen.

Eliza tat es pflichtgetreu und wußte sogar den zusammengerollten Papiermann in die Rocktasche des Fremden zu tun: aber sie glaubte nicht recht an den Erfolg.

Dann begannen seine merkwürdigen Spaziergänge. Er ging hastig und zuweilen barhaupt fort, ganz so, als zöge ihn dringliche Pflicht oder ein rascher Ruf irgendwohin. Die Alte sah ihn mit langen Schritten und vorgebeugt die nahen Hänge hinaufsteigen, vorbei an den Felsstücken, wo Leute arbeiteten, hier freundlich grüßend und dort mit steifem Genick das Rechts und Links vergessend. Eliza war die ersten Male hinterher gehastet und besprach sich mit den Achselzuckenden, die besorgt dem Steigenden nachschauten, bis ihn das langgezogene und zur obern Baumgrenze klimmende Gehölz aufnahm. Sie wollte auch stets, daß man ihm nachginge, weil nicht weit oberhalb des Waldstreifens die mächtigen Schroffen anhoben und die Gletscher für den Ungeübten, Unausgerüsteten und zudem noch Kranken zu nahe seien. Als sich damals nach etlichem Hin und Her zwei Männer aufmachten und schon halbwegs zum Gehölz waren, erschien der Fremde dort wieder am Rand und lief abgehetzt und schweißig an ihnen vorbei. Die Männer tadelten der Alten Überängstlichkeit (der Herr sei Mann genug, um alleine hinauf und herunter zu finden!) und waren auch später, als jener länger und erschreckend lange ausblieb,

nicht mehr zu bewegen, daß sie ihn suchen gingen.

Nach einigen Wochen erzählte der Hirt einer ganz hohen und einsamen Alm, der seine Ziegen zum Thal und zum Winter trieb, dem staunenden Dorfe, daß der Fremde seit langem schon sein täglicher Gast sei und viel mit ihm geredet und geschwiegen habe. Oh, das sei ein kluger und gütiger Mensch, der nur sehr schwer an irgend etwas tragen müsse. Er habe manchmal so Merkwürdiges gesprochen, das eigentlich fast gotteslästerlich und doch auch wieder fromm war. Er habe schon oft vom Sterben gesprochen und so seltsam, daß er im Fieber gewesen oder seines Todes sehr gewiß sein müsse. Das ist es, flüsterte der Alte und streckte den Kopf vor, das eben ist es!

Sie hatten ihn nicht ganz verstanden, aber sie schlugen das Kreuz. Als die Ziegen an Rugges Haus vorübertrappelten, war der Herr hinausgelaufen und hatte dem Hirten lange und herzlich die Hand gedrückt; so etwa, wie einem guten Freund, den man eine Zeitspanne nicht mehr sehen wird. An diesem Tage ging er nicht weg und auch nicht die nächsten. Schon hoffte Eliza, daß die Gänge mit dem Talzug des Hirten geendet hätten. Der Herr schrieb viel oder sann. Der Herbst preßte die Wolken bis auf die Häuser.

Wenig später dann, an irgend einem Morgen, geschah es. Er trat in die Küche, sehr blaß und

mit eingesunkenen Augen, sagte kurz, er werde wohl erst abends wiederkommen, und war bald im Nebel verschwunden. Eliza ging besorgt ans Aufräumen. Auf dem Tische lag ein Brief an den Gemeindepräsidenten Jean-François Ayer, und daneben ein kleiner Zettel mit der flüchtigen Zeile: „zu übergeben, wenn bis zehn Uhr abends nicht zurück.“ Die Frau lief mit lauten Pulsen zu ihrem alten Herrn und zeigte Brief und Zettel: sie ahne Schlimmes. Jean-François überlegte mit gerunzelter Stirn, biß sich auf die Lippen und sagte dann hart und laut wie immer:

„Der Brief gebührt mir noch nicht. Der Herr und ich sind Männer und kein altes Weib wie du.“

Doch sehr im Gegensatz zu seinen Worten klopfte er sie auf die Schulter und sah sie mit erregtem Blick an. Den ganzen Tag über fand er nicht Ruhe zur Arbeit. Als es zum Abend ging, hielt er es nicht mehr aus und lief heimlich, als schäme er sich seiner Sorge, die Hänge hinauf, durch das Gehölz, über das Geröll der alten Moränen bis an die einsame und verschlafene Almhütte. Er fand keine Spur. Nebelfeucht und müde kam er zurück. Schon läutete es Angelus. Das Abendessen war schweigsam und unfreundlich; Frau Noëmy wußte seine Sorge und trug sie mit ihm. Jeder Schritt auf der Straße rief sie ans Fenster. Neun Uhr. Noch immer nichts. Eliza kam, setzte sich in eine Ecke und weinte.

Jean-François schrie sie grob an; Frau Noëmy begütigte. Jetzt schlug er mit der Faust auf den Tisch, sprang auf und griff nach dem Hute.

„Bohin, Vater?“ fragte die Frau ängstlich.

„Zu Dénéreaz.“

„Ja, das ist gut.“

Er warf die Tür hinter sich zu und ging zu Samuel Dénéreaz, dem besten Kletterer des Dorfes, der auch Führerdienste tat. Es mußte etwas geschehen und sollte man noch in der Nacht hinauf. Er kam mit ihm, einem blonden kurzen Menschen, und noch drei andern Burschen zurück, die sich freiwillig erböten, mitzuziehen.

„Heißen Wein, Eliza,“ befahl Aher. „Wir warten bis zehn Uhr.“

Die Leute unterhielten sich laut: von schlimmen Unfällen und schwierigen Rettungen. Sie sprachen mit sparsamen und kräftigen Worten, sehr sachlich, wohl auch gefühllos, und logen nie. Aher und die Frauen hörten still zu und sahen sich an, wenn einer von ihnen auf die Uhr schaute.

Die Tür ging auf. Rügge lehnte gegen die Pfosten, als wäre er betrunken. Sein Gesicht war eingefallen und die Lippen weiß wie die Haut. Über das Kinn lief breit eine Schramme. Jean-François reichte ihm die Hand; er zuckte zurück und sagte:

„Blutig.“

Er war ganz heiser; man verstand ihn kaum, als er wieder sprach:

„Ich fühle mich nicht wohl; bitte, morgen früh den Arzt holen.“

„Nicht lieber gleich?“ fragte Myer.

Rugge wehrte seltsam ungeduldig ab:

„Nein, nein, nein. Morgen, durchaus morgen. Ich bin müde. Gute Nacht.“

Er ging mit Eliza hinüber. Sie wagte keine Frage an ihn, auch nicht, ob sie ihn stützen dürfe.

Zu Hause schickte er sie sofort schlafen und aß nichts. Er hätte noch einen Augenblick zu tun. Er wusch sich die zerrissenen Hände in Waum, machte sich einen dünnen Verband, zog einen Handschuh darüber, setzte sich an den Tisch und griff zur Feder.

Die Alte hatte gezügert:

„Sie wollen jetzt noch schreiben und mit der verbundenen Hand?“

Rugge lächelte:

„Nur ganz Weniges, Wichtiges. — Es wird wohl nicht schön aussehen, aber ich bin es ja nur, der es liest. — Gute Nacht, Eliza.“

„Gute Nacht, gnädiger Herr.“

Rugge rief über seine Schulter und hatte einen sonderbaren Glanz in den Augen:

„Du bist die beste Frau, die ich in meinem Leben kennen lernte, Eliza. Ich habe dich sehr lieb und ich danke dir sehr.“

Es waren die schönsten und die furchtbarsten Augenblicke ihres Lebens, pflegte sie zu sagen.

Trotzdem sie durch die ganze Nacht weinte und wach war, hörte sie doch keinen Laut von ihm.

Der Herr Pfarrer Kasimir Sutter wurde schon sehr früh am Morgen von Aher geholt. Sie beide weckten die Alte aus einem kurzen Schlummer.

Als die Drei in das Schlafzimmer traten, lag Rugge mit freundlichem Gesicht und ausgestreckt. Der Pfarrer beugte sich über ihn und sagte nach kurzer Zeit:

„Der Herr ist tot.“

X.

Auf dem Tische lag ein blauer Umschlag mit diesen eng beschriebenen Seiten:

„Jetzt habe ich mehr Luft. Es ist seltsam, daß man Luft verlangt, die doch da ist. Also fängt das Sterben an, wenn sie nicht mehr so selbstverständlich ist.“

Lüge nicht, Rugge, jetzt lüge nicht! Es fängt kein Sterben an, weil du Angst davor hast. Ich behaupte: Sterben ist Mut und das Gegenteil von Feigheit. Jeder Sterbende sagt irgend einmal zu sich, zu jedem Sinn und den Gliedern, ganz deutlich: ich will sterben.

Was rede ich da alles! Oh, käme ich doch nur aus der Unwahrhaftigkeit heraus! Warum sage

ich nicht klar und eindringlich: ich will mir das Leben nehmen, weil ich mit diesen letzten Belastungen nicht leben kann; aber ich kann es nicht, weil ich zu feig oder noch nicht wahnsinnig genug bin.

So? Also Feigheit, diese Feigheit ist Vernunft?

O Gott, ich komme nicht davon ab, ich bin ganz ehrlich, ich komme nicht davon ab: diese Feigheit ist Vernunft!

Also bleibt mir nichts andres übrig, als dieser Vernünftigkeit zu fluchen. Das genügt nicht! Jeder Fluch ist nur eine Brücke zum Wahn und der Beginn liegt im Alltag. Ich muß drüber hin und drüber hinaus. Ich muß in den Wahn hinein, daß ich an dem Tode dreier Menschenleben schuld bin.

Wie dumm, Rugge! Subtrahiere, dividiere. Wäre Matta, dann wäre nicht der Herzog. Diese beiden heben sich auf. Wäre der Meister, dann stürben hier und dort, heute und morgen, innerhalb dieses Jahres eins, zwei, drei, zehn, fünfzig Menschen, wenn sie auf der bestimmten Seite seines Kontobuchs zu löschen waren. Das wiegt die Einzahl der Frau nachgerade auf. Ja, wer weiß es, der dich Lebensretter nennen kann?

Doch wollte er nicht seine Agentur schließen? — Gut, doch wer garantiert dir das? Und dann: vergißt du jene, die schon fielen?

Also sei der Grundsatz: Auge um Auge, Zahn

um Zahn? Wer berechtigt dich zum Rächer und wo sind deine Nerven, daß du Richter sein kannst?

Genug, genug, genug! Das sind Dummheiten. Wer rechnet hier überhaupt mit Tatsachen? Der Hauptmann wurde auf Beschluß des herzoglichen Standgerichts hingerichtet, der Meister bekam einen Herzschlag und die Frau verübte Selbstmord. Wo war da deine Kugel oder dein Dolch? Was hast du mit dieser tödlichen Verkettung der Schicksale zu tun!

Nichts?

Ja, du wolltest ein . . . (Ich habe jetzt nicht gelacht.)

Rugge, Rugge, wärest du nur unanständig geblieben! Du hättest ja fliehen können! Du wärest ja schlau genug gewesen, daß dich die Schnur nicht so leicht fände.

Schluß jetzt davon! Ich schreie, daß ich nichts mehr von alledem hören will. Ich schreie es in dieses große, holzbraune und kleinfenstrige Zimmer, das immer noch verstört ist, weil man es reinigte.

Ach, ich vergaß den Gedanken, der, seitdem ich hier oben bin, in meinem Hirne läutete, daß ich die Kopfschmerzen kaum mehr ertrage. Da ist er, fast ein Schema oder eine geometrische Zeichnung:

Diese Leute hier sind gradlinig und gut.

Ja, wahrhaftig, dieser Gedanke war nicht abstrakt und auch kein Farbenbild; er war durchaus mathematisch: gradlinig und gut, korrekte Dreiecke, von gutmütiger Härte, nicht einzuweichen, aber ganz klar, aufgeschlossen, übersichtlich; zwei Winkel zu fünfundvierzig Grad und der dritte zu neunzig. So war das Schema meines Eindrucks. Und das ist merkwürdig; denn ich bin ein ganz unlogischer und unberechneter Mensch, nicht einmal mit einer starken Farbbasis, sondern voll und hingeeben auf Tönen lebend.

Dann habe ich diesen wundervollen Jean-François studiert und meine simple Formel überall gefunden: im Gesicht, in den Buchtungen des Körpers, in der Stimme, in den Worten und der Geste. Doch nicht das Gradlinig und Gut allein, sondern auch die schematische Darstellung. Dieses biedere Dreieck klammerte sich so fest an ihn, daß sich seine Hand darin bewegte und die Sätze und der Aufwand des Tones kleine Parallelen liefen und sich in diesen Winkeln schnitten.

Jetzt erst weiß ich, warum ich so dachte. Ich habe ein kindliches Bedürfnis, mich mit jedem neuen Menschen — und zuweilen auch mit dem Tier, das meinen Blick berührt — zu vergleichen. Das ist wohl noch nicht richtig gesagt; denn ich frage mit meinem zerspaltenen und versplitterten Selbstbewußtsein nur: warum bin ich nicht so

wie der da oder das da? Ich ahne mit einem sehr verlässlichen Instinkt die guten Eigenschaften der Wesen und bin auf sie von einer weibischen Eifersucht. Ich kann dann in ganz kleinen Augenblicken ein gefährlicher Mensch werden: ein wenig mehr körperliche Energie, und ich würde vielleicht — aus den unbedingten Motiven: Nichthaben und Habenwollen irgend eines Wegelagerers — zum wahrhaften Mörder.

(Ich schreibe dieses Wort hin, um meine Nerven zu reizen. Ich höre auch schon aus vielen Ecken des Hirns jenes oft gehörte: Du bist es ja. Ich hätte Lust, die ganze Dogmatik des Beweises und des Gegenbeweises nun wieder zu repetieren. Ich tue es nicht, weil ich jetzt gerade Kraft genug habe, darüber zu lächeln. Oh, wäre ich ein Ironiker!)

Ich fahre fort: Als ich mit dieser Frage heimlich und von allen Seiten gegen Myer lief, glitt ich ab, als wollte ich eine Pyramide hinanklettern. So unbedingt und gleichsam physisch fiel ich hinunter, daß erst das Schwergewicht der Seele aufgehoben werden mußte, wollte jeder neue Versuch nicht närrisch oder eine Sisyphosqual sein (Sisyphos war ein Narr!). Ich sah einmal, ich glaube in Warschau, indische Gaukler, die auf zehn Meter hohe und freistehende Bambusstöcke hinaufgingen, ohne sie mit den papierschirmfächelnden Händen zu berühren. Zum Schluß wippten

sie auf dem maßlos gebogenen Rohr auf und nieder und fielen nicht. Das wird meine Seele nie können.

Der Präsident sagte zu mir an dem ersten Abend: ‚Es ist mir eine Ehre.‘ Ich weiß sehr wohl, daß er es sprach, weil ich zwei Goldstücke vorgeworfen hatte. Und doch war seine Ehrerbietung so wahrhaftig und über meine ganze Person gedehnt, daß aus dieser vertrauensseligen Verquickung von Haben und Sein schon wieder ein frommer Schein auf den Sprecher fiel. Auch das könnte meine Seele nicht. Sie ist zu mißtrauisch und zu höhnisch. Sie könnte vielleicht mitten in der großen Lüge auf einen Tropfen Wahrheit durstig sein (ich glaube, der Meister nannte es: Anständig sein im Jesuitismus der Anständigkeit); aber sie ist nicht so voll von dieser festgestampften Ehrlichkeit, sie ist nicht so wunderbar befangen, daß sie — gleich jener andern — die Unwahrhaftigkeit nicht einmal kennt. Jetzt glaube ich fast, man ist nur schlecht, weil ein anderer es vermitet.

Und dann Eliza, die Magd. Ich schaudere vor den Wellen dieser Güte. Ich, grade ich habe unter diesen vierschrotigen Frauen, die wie Nonnen ihre Brüste abglätten, eine namenlos mütterliche gefunden. Würde ich es zulassen, so drängte sie meine Zähne zwischen ihren Armen zusammen und wiegte mich. Welche Zärtlichkeit in der Angst

ihres Bedienens! Ich kann nicht gut atmen, wenn sie um mich ist, und ich muß fast immer leise Ungeduld zurückdrängen, spreche ich mit ihrem sorglichen Blick. Ja, ich finde die Mutter und kann ihrer nicht wert sein. Ich schreibe mit häßlichem Hochmut: Eliza, die Magd, und lasse meine Stiefel von ihr putzen.

Nun rettet mich nichts mehr von dem, was in der nächsten Minute kommen wird. Ich habe wieder und wieder bewiesen, daß ich verrucht bin. Ich mietete dieses Haus, weil ich ahnte, daß es verrucht ist, und weil ich mich nicht wundern oder erschrecken wollte, wenn mir einer seine Geschichte sagte. Jean-François erzählte sie zur Dämmerstunde und verschämt. Er warnte mich mit halbem Lächeln und halbem Frösteln. Doch was bin ich viel anders als jener Pierre? Ich habe jetzt nichts mehr gegen diese Frage einzuwenden; ich habe keine Entschuldigung bereit. Vielleicht ist sein Gewissen schlagfertiger oder besser gewandt gewesen. Ich aber brauche nur gegen das schwarze Viereck des Fensters zu sehen. Ich werde jetzt brüllen, um mit dem Gebrüll diese höllische Bildergalerie einzustürzen oder nur zu unterbrechen! . . . Nur unterbrechen! . . . Mein Gott! Mein Gott! Kannst du nicht unterbrechen . . .

[Aus dem Manuskript ist hier ein breiter Streifen gerissen. Es ist nicht zu erkennen, ob es

Absicht war oder Gewalt der zu schwer geführten Feder.]

. . . Ich war vorhin wohl zu der Alten sehr unfreundlich, vielleicht sogar hart; aber dieses rettungsbereite Tuch um den Schultern und der verängstigte Überfluß ihrer Worte schufen in mir einen kurzen und heißen Haß. Was kümmert sie es, ob ich schreie und krank bin! (Wohl wahr: wenn es einen Menschen auf dieser Welt kümmert, dann sie.)

Doch ich komme so nicht weiter und am allerwenigsten zum Ende.

*

Oh, diese Sekunde neulich war schön! Diese Sekunde des Aufspringens und des Wissens, daß man den Berg hinaufstürmen und den Abgrund hinabstürzen kann. Noch mit der Gewalt des Anlaufs und den Körper so vorgerissen, daß das Hinunter nur ein verkürztes Hinauf bedeute. So war der Plan und so war mein Schritt auch bis zur Tür. Doch schon, als ich den Sorgenblick Elizas auf dem Rücken fühlte, wurden die Glieder langsamer. Ich wußte auch, daß sie mir folgte und die Feldleute an meine Fersen band. Das machte den Anstieg schwer; das Herz torkelte mir nach wie ein geschleiftes Gewicht und blieb liegen, weil es die strenge Gletschertluft, von keinem Baume mehr aufgehalten, anrührte. Ich stolperte zum Tale, traf wohl auch die erstaunten

Leute und versprach mir mit flatternder Hartnäckigkeit, mich mit jedem neuen Tage von neuem in die dünne Luft hineinzuüben.

Noch in jener Nacht merkte ich zwischen zwei Fiebernebeln die klare Richtung in den Tod. Das war sehr seltsam, da ich keine Angst hatte. Es war auch nicht so sehr ein Sterben, das ich ahnte, sondern nur die eindeutige Einstellung des Gesichts. Meine Augen hatten nicht mehr nötig, abzuschweifen; und der Verstand war über dem Für und Wider. Deshalb weiß ich auch nicht mehr, ob der Hirt, mit dem ich die letzten Gespräche führte, von mir oder vor mir erschaffen war.

Als ich am vierten oder fünften Steigetag bis zur hohen Alm kam, hob er sich aus dem Gras, sah mich bekümmert an und sagte:

„Ich werde Ihnen ein Glas Milch bringen.“

Ich hatte nichts verlangt und nicht einmal gegrüßt; aber ich erstaunte nicht, daß dieser graue Mann mein Freund und warum nicht auch mein Vater war. Ich wußte bereits, daß die Liebe nicht grundlos um mich aufgehäuft war und daß ich bei allen diesen flüchtigen Aufgehalten vor der endgültigen Bewendung mit sparsamen Worten soviel Begriffe und Gestalten von Verwandtschaftlichkeit und Zuneigung um mich herumstellen konnte als ich nur wollte. Weil ich Gerechtes über mich beschlossen habe, loben

sie mich als Gerechten und geben mir mit, was Gutes ich wünsche.

Ich trank, legte mich neben ihn hin und sagte: ‚Nehmen wir an, du heißt Vater Michel.‘

Er sah mich wieder an:

‚Jawohl, so heiße ich.‘

‚Du gabst mir Milch, Vater Michel; ich danke dir; gibst du allen Leuten zu trinken?‘

‚Wenn sie mich bitten, gewiß, und wenn ich sehe, daß sie durstig sind, auch ohne daß sie bitten.‘

‚Das ist sehr schön. Weißt du, daß es sehr schön ist, Vater Michel, so zu geben?‘

Der Alte antwortete nicht gleich und sah vor sich hin. Dann lachte er ein wenig und sprach:

‚Ich gebe ja im Grunde nicht, sondern die Ziege.‘

Ich schwieg. Mehr haben wir an diesem ersten Tage nicht gesprochen; wir lagen nur nebeneinander.

Als die Nebel hinauffstiegen, ging ich. Er rief mir nach:

‚Klettern Sie morgen nicht so rasch!‘

Er wußte also, daß ich wiederkomme.

Am zweiten Tag erzählte ich ihm irgend eine Geschichte irgend eines Menschen, die ungefähr dem entsprach, was ich von mir im Gedächtnis behielt. (Ich vergesse mit jedem Tage mehr!) Zum Schluß fragte ich:

„Ist er schuldig?“

Michel sagte Nein und nach einer kurzen Weile

Ja. Ich wollte mich vergewissern:

„Ist er unschuldig?“

Der Alte antwortete zuerst Ja und dann Nein.

„Ich verstehe dich nicht recht, drang ich in ihn.“

Der Hirt wiegte bedächtig den Kopf:

„Wissen Sie, ich habe Ihnen nicht recht zugehört. Ich ahnte, daß das alles in eine Frage hinausläuft. Die Antwort ist dann immer, so lange die Welt besteht, Ja und Nein. Auf alles, Herr.“

Er kicherte greisenhaft:

„Immer ein Teilchen Ja und ein Teilchen Nein.“

Ich lauerte:

„Und der liebe Gott?“

Er entgegnete ernst:

„Nun gewiß doch, sonst wären wir nicht so.“

„Und der Teufel?“

Er schlug sich ärgerlich auf das Knie:

„Das ist auch ein lieber Gott, wenn man nur will.“

Er setzte sich ein boshaftes Gesicht auf und berührte meine Schulter:

„Sie scheinen nicht recht zu wissen, wo der eine aufhört und der andre anfängt?“

„Nein, wahrhaftig nicht!“

Er lächelte schlau, als wenn er es sehr genau wüßte und ging die Ziegen melken.

*

Später dann, als mich nur noch das eine erfüllte, fragte ich ihn:

„Hast du auch Angst vor dem Sterben, Vater Michel?“

„Ja.“

„Ja?“

„Ja.“

Die matte Sonne stach aus den Hängen gegenüber einen hellen und unangenehm spitzen Winkel, der zum Tale hin breiter wurde. Ich hatte mit einem Male, weil ich diesem Fleck so fern war, ein grenzenloses, unerbittliches, schmerzendes Gefühl von Verlassenheit und Frost. Die Haut des Mannes neben mir war ebenso steingrau wie sein Bart. Ich sah um mich herum nichts Warmes und Zutunliches als die Tiereuter. Ich sehnte mich sehr, sie zu berühren; aber ich schämte mich. Da sagte Michel ohne jeden Ubergang:

„Morgen geht es hinunter, vielleicht erst übermorgen. Doch es geht hinunter.“

„Wohin?“ fragte ich verwirrt.

„In die Winterställe.“

Ich wiederholte unwillkürlich:

„In die Winterställe.“

„Ja,“ sagte er und runzelte die Stirn, „Sie nicht.“

Ich setzte mich dicht neben ihn und raunte in sein Ohr:

„Du hast recht, Michel, ich nicht. — Weißt du wohl noch mehr oder soll ich es dir sagen?“

Er antwortete mit gutnützigem Blicke:
,Sprechen Sie sich nur aus. Man muß dann
ohne Worte sein.'

Er betonte „dann“.

Ich fühlte eine Freude ohnegleichen: so als
ob das Geheimnis eines ganz beschatteten Wun-
sches in rascher Erfüllung an die Sonne kommt.
Ich redete noch immer leise und hastig:

,Vater, Vater, es ist ja so gleich, ob man
Angst davor hat oder nicht und ob man schuldig
ist oder nicht. Es ist aber nicht gleich, ob man
leben kann oder nicht. Ich kann nicht, ich kann
wirklich nicht: nicht weil ich zu schlecht oder zu
gut bin, sondern weil ich jetzt mit heiliger Be-
stimmtheit weiß, was schlecht und was gut ist;
und weil es alle anderen Menschen nicht wissen.
Und sage ich es dir, was das eine und was das
andre ist, dann wirst du sehr staunen, und wirst
es doch wissen, wenn du einmal so weit bist wie
ich bin. Doch dann kannst du nicht mehr zurück;
denn es ist die Vertreibung aus dem Paradies!
Denn ich sage dir, es gibt nur das eine und
einzige Schlechte: den Tod, und das eine und
einzige Gute: das Leben.'

Der Alte hob den Kopf:

,Ich glaube, Sie haben recht.'

,Ja, ich habe recht, Michel. Jeder Laut, der
Baum, der Tag, die Farbe, das Licht geben mir
recht. Und ich bin dir dankbar, daß du nicht

„Aber“ sagtest. Es gibt kein Aber; denn das Aber ist, daß wir sterben. Alles lebt, aber alles wird tot sein. Ich habe in dem Augenblick, als ich mich des Lebens nicht mehr würdig wußte, das beschleunigte Aber beschlossen. Jetzt mangelt es mir nur noch an den Muskeln zur Aus-
führung. Das aber kann man sich anturnen.’

Michel unterbrach mich:

„Was heißt das: des Lebens nicht mehr würdig zu sein?“

„Nicht etwa schlecht oder gut, sondern feige sein. Das Leben ist Himmel und Hölle. Es heißt: zu beidem den Mut haben.“

Der Alte war erregt:

„So ist der Mörder, der noch sein Gewissen tötet, zu leben würdig?“

„Ja; doch das Gewissen stirbt nur mit dem Körper zusammen; man kann es betäuben: mit Schnaps oder Geseßbüchern; doch es stirbt nur mit dem Körper zusammen.“

„Und der Körper, Sie armer Mensch?“

„Wenn du weg bist; du und die Ziegen.“

*

Ich weiß nicht, ob dies unser letztes Gespräch war. Ich weiß nicht, ob es überhaupt gesprochen wurde und ob vorher oder nachher noch andres zwischen uns gesagt ist. Ich wartete viele dumpfe Zeit hinter den Fensterläden auf die Ziegen. Mit

jeder Stunde wurde die Erwartung dringlicher. Die Person des Hirten verglitt fast hinter dem Fatum der anmutigen Hufenlaute. Die Angst, daß sie nicht kommen würden und daß ich wieder hinauflaufen müßte, um zwischen mich und das Ziel die ewigen Worte zu werfen, stieß mir Nadeln in den Rücken.

Dann trappelten sie heran. Ich schaute erlöst und fröhlich: es waren schwarze, weiße und schwarzweiße, dazwischen die störrischen Sprüngelein der Kleinen. Der Hirt, zu dem ich hinauslief, war ein verlegener Greis, der ängstlich die steifgestreckte Hand zwischen meine Finger legte. Er sagte: Auf Wiedersehen. Das ließ mich vollends zweifeln.

Es kam die Zwischenzeit, in der sich nur das Hirn und zuweilen diese Feder rührte. Die Mattigkeit ist so groß, daß ich manchmal mit geschlossenen Augen schreibe.

Ganz in der Nähe singt ein Schwarm kleiner Mädchen laut und falsch Ave-Maria. Sie spielen Kirche und wiederholen immer wieder die eifrige Disharmonie. Sie rühren mich sehr, weil Disharmonie, Eifer und Glaube nahe verwandt sind und unsagbar süß werden, wenn sie von Kindern kommen. Ich ging hinaus, um ihnen heimlich zuzusehen. Die meisten hockten auf dem Boden, sangen, bekreuzigten sich und flüsterten miteinander. Ein schönes blondes Kind saß mit ver-

zücktem Munde, die Puppe im Arme, vor ihnen auf einem Stuhle, der auf einem Tische stand. Das war die Jungfrau Maria. Hin und wieder kroch eine heran, betete zu ihr und legte Gaben hin: ein Stückchen buntes Band, einen Kerzenstumpf, einen Brotbrocken. Maria nickte immer freundlich; sie war gütiger noch als die andre. Dann trat ein mageres Mädchen vor die Stummgewordenen und redete zu ihnen mit sonderbar wilden Gesten. Es war wohl die Predigt; ich verstand sie nicht, aber es schrie laut und zornig. Um den Mund der Sprecherin waren Züge der Ekstase und Strenge. Die Kinder hörten schweigend und mit ängstlichen Augen zu. Mit einem Male sprang die Jungfrau Maria vom Stuhle, die Predigerin schwieg und drückte sich. Ein vertrockneter Mann kam vorbei und schaute häßlich von der Seite.

Die Kinder riefen in gedrücktem Chöre:

„Guten Tag, Herr Lehrer.“

Der Mann hatte eine heisere Stimme:

„Ihr versündigt euch doch nicht! Daß ihr euch nicht versündigt!“

Er schüttelte den Stock gegen sie:

„Schien es mir doch so!“

Die Kinder ließen die Köpfe hängen. Ich ging ins Haus zurück.

*

In der letzten Nacht fauste ich auf einer unendlichen Schaukel durch den Tod. Ja, ich irre mich nicht: immer durch den Tod wieder hinauf ins Leben, rückwärts hinunter, hinauf — vorwärts hinunter, hinauf. Der Traum — ich glaube, es war ein Traum — quälte furchtbar, weil ich nicht die Kraft hatte, den wahnsinnigen Schwung der Kurve auf der Talsohle abzustoppen, und stets wieder ins Leben hinaufpendelte. Ich hielt mich ganz ruhig, damit ich die Schwingung abflache. Doch sie wurde zum Entsetzen wild, sie wurde Kreis. Als ich auf dem Punkte war, der auf dem neuen Halbkreis über dem Leben und 180 Grad von der Talsohle (dem Tod) entfernt lag (in der kurzen Sekunde des Verweilens wußte ich seine Bedeutung), wachte ich auf.

*

So werde ich morgen gehen.

Es beruhigt mich, wenn ich mit trockener Sicherheit den Weg beschreibe, der zum Ziele führt. Ich kenne ihn genau von meinen Gängen. Die Hänge hinauf, durch das Gehölz zur Alm; von dort auf dem schmalen Maultierpfad zu dem steilen Kalkfelsen (die Leute nennen ihn den „Daumen“). Ich denke eben daran, daß der Daumen der zuschauenden Römer bei den Gladiatorenkämpfen das Letzte zu entscheiden hatte. Nun,

ich bin kein Gladiator und der Felsen ist nicht das Ziel. Es ist furchtbar zu fallen und schon unterwegs aufzuplagen. Nein, ich steige über die Seitenmoräne zum Gletscher. Dort, allein, ohne Seil; dort mündet der Zufall so lächerlich oft in leicht verschneites Versinken, daß ich nicht wissen kann, welche Spalte mich haben wird. —

Es ist schwer, sich selbst von der Feder zu trennen.

Trennung ist die Dämonie des Gefühls. Sie gibt sogar einem Gänsekiel Leben genug, an unserer großen Seele festzuleben.

Was zerrt nicht alles an meiner großen Seele!

[Der folgende letzte Abschnitt ist — wohl durch die gehemmte Hand — fast unleserlich. Hier die Fragmente, die zu erkennen waren:]

... Gott hat mich auf das Kinn geschlagen ...

Wofür dann einen Arzt? ... Ich bin schlau; ich sagte: morgen. Morgen? Oh, wie weit ist Morgen! ...

Siehe, ich hüpfte über den Gletscher, wie die Waragina, die schlankbeinige Balletteuse des Marschalls von Sachsen, über die Blicke der Herren vom Stabe.

Dann waren, zwischen offenen Schründen, Stufen in das Eis gehauen. Wie sich meine

Sohlen einklammerten, vorsichtig, gewissenhaft
und Schritt für Schritt!...

...Als ich mich schämte, auf dem Bauche lag
und die Schultern über das Ungewisse schob,
hat man mich auf das Kinn geschlagen...

Ich soll nicht töten: nicht dich und nicht mich...

Du sollst nicht töten: nicht mich und nicht dich...

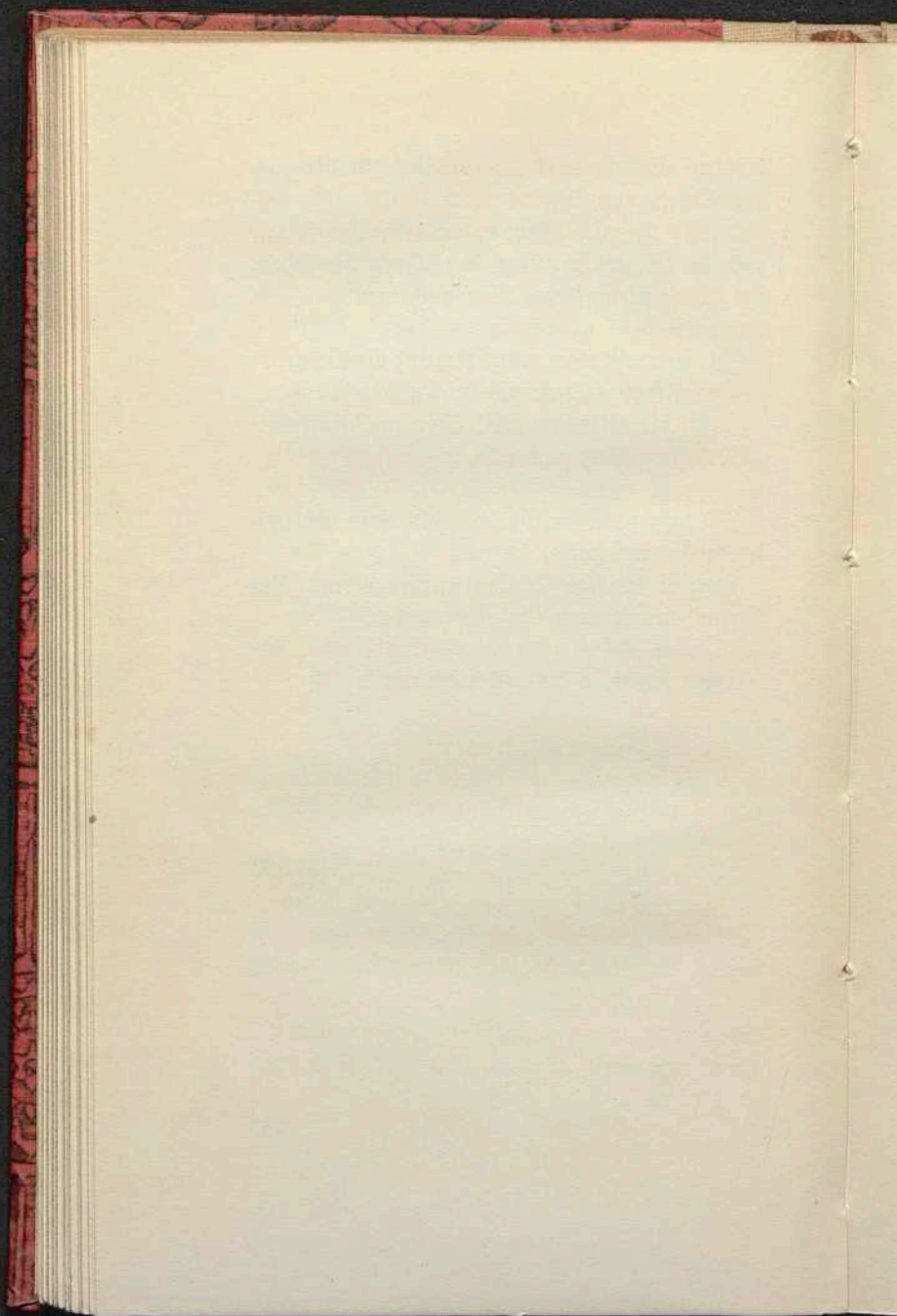
Denn sie tötet uns alle! Sie: die Zukunft.

Und sie gebäret auch alle...

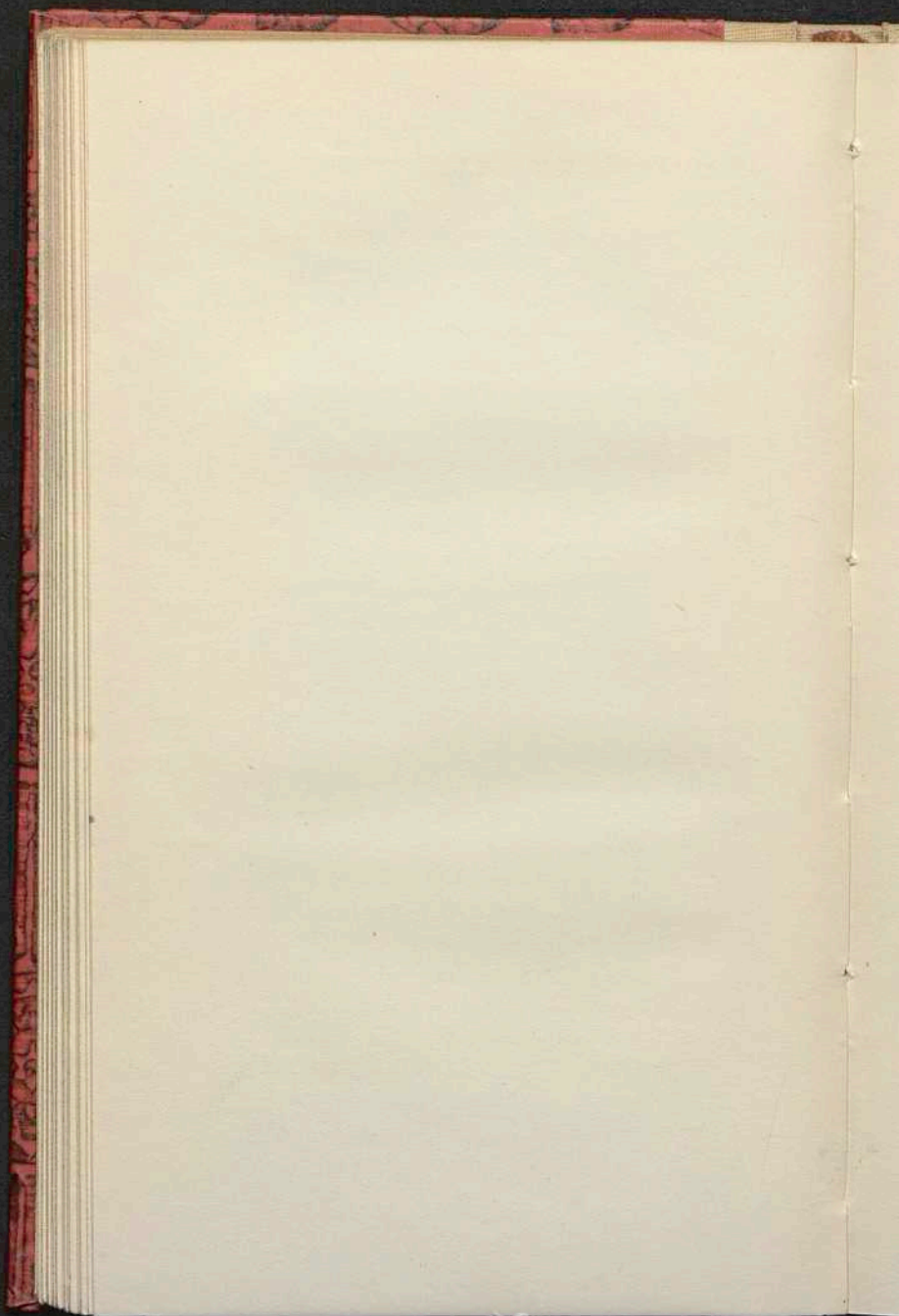
Ich sage zu Eliza: ich habe dich sehr lieb und
ich danke dir sehr.

Das ist die schönste Tat meines Lebens. Um
ihretwillen wird mir verziehen werden.

Diese Nacht, o diese schöne Nacht..."



Georgia



I.

Sie hieß Choreia.

Alle Schönheiten ihres Leibes war Gebet, Ruf und Verteidigung, daß sie schön bleibe. Den glühenden Abend, der die Köpfe der Schauenden zu ihrem Lächeln hob, hielt sie wie einen Schild gegen die Angst, die aus dem grauen Raume des absteigenden Lebens kam. Die Stunden der weichen Tage fielen ihr zu Füßen und blieben neben dem Windhund, dessen Rücken eine schlanke und ergebene Linie war, oder sie zerperkten in die Minuten; und manche unter ihnen, wie die Minuten des späten Nachmittags, spalteten sich in den Splitterhauch der Sekunde. Jede Unze ihres Tages wog immer mehr, immer einzelner und flüsterte immer dringlicher, tropfte schneller, spitzte die Mahnung, das große Gebot, die Pflicht, die grausame Aufgabe: bleibe schön! Jeder Blick des Auges aber, der Zug des Athems und die Bewegung der Glieder blieben an den Spiegel gebunden, der, wandhoch und würdig geschliffen, ihrer Person und den Fortschritten der reifen

Kunst Richter hieß. Ein glückhaftes Leben, das sie wie auf sanftgleitenden und blauzerschwingenden Wassern in den nächsten Augenblick trug, hatte ihr zu sagen vergessen, daß kein Sommer den Herbst erläßt; und die Jahre waren wie flüchtige Seide an der Seele vorbeigeraschelt.

Weil sie gegen die Welt und die Menschen nur das Ebenmaß des Körpers zu verteidigen hatte — sie spielte mit den Augen der Welt und atmete die Menschenblicke — war ihr das Leben nicht Pflicht oder Schlag des Herzens, sondern Schmuck der Handgelenke, der Finger oder des Halses, Anmut der Fußspitzen und leichtes Beugen des Nackens.

*

Als sie vierzehn Jahre alt gewesen war — sie dachte jetzt oft daran — und mit dem roten Tuch um den Haaren die dunklen Trauben in den birnenförmigen Strohkorb pflückte, stand der alte schöne weißhaarige Mann unten an der Straße und sah ihr ernst zu. Dann sagte er etwas in einer fremden Sprache. Sie hatte gelacht und den Kopf geschüttelt. Er wiederholte den kurzen Satz in den Lauten des Landes:

„Du bist sehr schön.“

In ihrem Dorfe, das immer noch der Sonne widerstand, waren die Gassen so eng, daß die Tragende sich um den Korb auf ihrem Nacken

gegen die Mauer schmiegen mußte, weil der fremde Greis ihr wieder entgegenkam. Als jener sie streifte, blieb er stehen und sah auf die jungen Brüste, die aus der Bluse drängten. Er sah langsam ihren Körper hinauf und zu den nackten Füßen hinunter. Doch in seinem guten Blick war nichts, das beehrte oder den Augen glich, mit denen die Dorfburschen durch die Dämmerung funkelten. Er hatte nur gesagt:

„Ich bin Bildhauer und will nichts als die Bewegung deines Körpers.“

Der Vater sagte rasch Ja, als er die Goldstücke sah. Es kam die seltsame Zeit in dem weiten Glasraum, durch den der See und die Berge schwangen. Der Meister arbeitete lange Zeit nicht und sah mit gequältem Gesicht auf die nackten Glieder. Er sprach zuweilen leise und müde, sie solle nicht stehen bleiben, sie solle gehen, laufen, sich drehen, sich bücken, sie solle tanzen. Als sie nach Musik verlangte, spielte eine Stunde später aus dem Nebenzimmer die heimatliche Harmonika. Sie wurde fröhlich und tanzte eine Tarantella. Der Meister saß auf dem Divan und hatte die Hand über den Augen. Dann rief er wie im Schmerze: Genug, genug! und schickte sie hinaus. Sie hörte ihn fiebrig arbeiten und schlief müde ein.

Einmal beugte er sich zu ihrem Gesicht und sprach:

„Ich bin alt und du bist jung. Zwischen uns ist die Ewigkeit.“

Sie hatte ihn nicht verstanden und fragte sich später nicht selten, ob es nicht Liebe war.

II.

Dann war die Welle weitergeglitten. Ein junger Freund des Meisters hatte um ihretwillen Freundschaft, Dank und Ehrerbietung vergessen und sie mit sich in die Stadt genommen. Dort geschahen die ersten großen Feste der gemeinsamen Körper. Sie lief fort, als sie eines Morgens eine schwere Frau in seinem Bette fand. Der Meister nahm sie ohne einen Vorwurf auf; aber er schuf nicht mehr nach ihr. Da ihre Glieder ungeduldig wurden, tanzte sie einsam vor dem Spiegel; als sie zu brennen begannen, öffnete sie die Tür zu dem Schweigsamen und ließ mit bittenden Lippen den Schleier fallen. Der Greis wandte sich ab, und sie sprang in der gleichen Nacht aus ihrem zu ebener Erde liegenden Zimmer in die Beete mit Tulpen, Nelken, Anemonen und Tuberosen. Ohne daß sie es recht wollte, traten die Füße auf die sanften Blüten, die der Meister liebte. Dann hatte sie über die Wut ihrer Glieder geweint und war mit einem des Weges kommenden Karren zum Markte gefahren. Den Tag über half sie den

Bauern, Tomaten, Blumenkohl und Kürbisse zu verkaufen. Am Abend wusch sie sich die Hände, knüpfte die Kastagnetten an die Daumen und tanzte tapfer auf der Piazza. Der Beifall war groß, ein Verehrer brachte sie ins königliche Ballett. Nach vierzehn Tagen tanzte sie allein, der Herrscher warf eine Belle roter Rosen über die Garderobe. Sie sagte Nein. Er tropfte Brillanten auf sie und trug eine schwarze längliche Perle herbei, daß sie sie auf der Stirn trüge. Sie sagte Nein. Er verbot ihr zu tanzen. Sie sagte Ja und ertrug mit zusammengepreßten Augen seine gichtige Gier.

Durch zehn Jahre leuchtete sie und ihr Tanz. Ein Strom von Gold und Wünschenden rann um ihre Füße. Als der alte König sterben wollte, mußte sie noch einmal vor seinen schon erwürgten Augen nackt sein; und da sie sah, daß die Todesangst an ihrem weißen Rhythmus verging und der Tod da war wie ein Lächeln, liebte sie ihn beinahe.

Der junge König baute ihr ein Haus aus schwarzem Marmor, mit Zimmern, die an Decke, Wänden und Boden Teppiche oder Wildleder oder matte Bronze hatten. Sie aber sagte: In einem Jahr. Er sagte: Ich bitte dich! Sie sagte: In einem Jahr. Er sah schmerzlich auf sie mit seinem schwindstüchtigen Blicke: Oh, welche schwergeflochtene Laune! und wartete still.

Als das Jahr gegangen war, lud sie ihn ein und lag zwischen den schwarzen Nohledervänden in dunklen Schleiern. Er schritt langsam und mit unbewegtem Gesicht auf sie zu, er beugte sich über sie, riß mit einem kurzen Griffe der Hand die Seide auseinander und sah auf die mattglühende Straße des Körpers vom Halse bis zu den Schenkeln. Er sah und berührte sie nicht. Sie sagte:

„Ja, Herr.“

Er bückte sich zu ihren Augen und sprach:

„Zwischen uns beiden steht die verspielte Zeit.“

Sie wollte sich erschreckt aufrichten; doch er griff nach dem langstieligen Spiegel neben dem Lager und schlug ihn auf ihre Stirn. Mit den Splittern zog er Striche: drei auf die Stirn, zwei von den Augen zur Schläfe zu, je einen von der Nase zu den Mundwinkeln und von den Mundwinkeln zum Kinn.

„Es blutet nicht,“ höhnte er.

Dann legte er die schwere Hand zwischen die Brüste.

„Fühlst du es?“ fragte er.

Sie stöhnte:

„Ja.“

Dann sprach er:

„Ich habe Erbarmen. Ich will mich aus dir streichen. Nichts bleibe als die Ahnung von dem, was kommen wird. Denn das ist genug.“

Erwachend erfuhr sie, daß der junge König heiraten würde: die vierzehnjährige Prinzessin Dretta, eine Base, Tochter des Herzogs Eginor, schön, unberührt...

Die Jose unterbrach sich. —

III.

„Ach, ein graues Haar!“

Man sagte ihr nicht, daß sie sechsundzwanzig Jahre alt sei, als sie das zweitemal die kalte Hand auf der Brust fühlte. Sie wußte nicht, was er war, weil sie nicht träumte und kein Gesicht sah; aber die Angst barg sich unter den Augenlidern und dem glühenden Abend, der die Köpfe der Schauenden zu ihrer Bewegung hob. Sie lächelte schön und hörte nicht auf zu lächeln, weil sie — wie von ungefähr — fürchtete, daß der pflichtige Dankmund leise Furchen um sich herumgefaltet hätte, die der Schatten des straffen Ernstes dunkel ausfüllen und laut beweisen würde.

Die Menschen glaubten ihr noch und schrieen manchen Beifall; denn sie liebten seit zehn Jahren dieses Lächeln, das zu ihnen sprach: alles für euch, ich für euch, mein Tanz für euch, meine schlanken Beine für eure Augen, daß sie an ihnen hinaufklettern. Das Häßliche der Menge drängte zu dem Lächeln; denn es war das Fanal des schönen Fleisches. Die hungrigen Blicke flatterten

hinüber und genossen das schöne Fleisch, alle: die ängstlichen, die schielenden, die grausamen, die müden, und die der Knaben. Alles Leben war in die Augenhöhlen gedrängt und lebte die unbeherrschten Wünsche.

Die häßlichen Frauen und die strengen Väter fielen aus der Bahn dieser Augenblicke, Verschmähte rächten sich jetzt durch das Übermaß der fließenden Sicht, die Knaben waren auf den Trümmern der ungeschlafenen Nächte jubelnd und schnell in die Mannheit gestiegen.

Noch immer: so hörte sie zu lächeln nicht auf.

Sie liebte die Menschen, die unter den Spielen ihrer Füße saßen, wie sie wohl den breiten Divan liebte, der willig unter dem Körper war. Die Zuneigung war in den Umkreis ihrer selbst gebannt und wurde von den eigenen Händen gehoben und ringsherum getragen, soweit, wie es die schmalen Arme wollten. Der Dank an die Köpfe schien ihr wahrhaft zu hoch bemessen und zu schwer gewogen, wenn er sich auf dem Antlitz eingrube und um den Lippen gezeichnet bliebe. Was sei ihr Dank anders als Rhythmus des Schlußtaktes? Gleiche nicht das gehobene Bein oder die aufstrebenden Arme den gehobenen Lippen? Dann wurde das Spiegelbild laut und sagte Nein. Sie hatte den Mund und seine Freude in ihre zärtlichen Zimmer getragen und keine Muskel des Gesichts anders gelenkt als es der

herabfallende Vorhang und die Günst der rüh-
rigen Hände erforderte. Sie hatte den geübten
Blick gegen das Glas geworfen und wollte die
öffentliche Maske von den Zügen werfen, als
sie erstaunt näher trat und in die fremden Augen
starrte.

Sie fragte:

„Muß ich wissen, wer du bist?“

Sie wurde hastiger:

„Einmal als ich Kind war, ließen die Eltern
mich allein, weil ein Gewitter drohte und die
Knechte nicht fertig wurden. Ich saß auf dem
steinernen Boden und hatte Angst. Und da die
Angst so groß wurde, daß ich kaum den Atem
fand, war zwischen dem schweren Himmel und
dem Fenster ein Gesicht. Ich sah nicht hin, ich
hockte abgewandt und trug es auf dem Rücken.
Aber es drang durch mich hindurch und war
immer eng vor meinen Augen. Wie jetzt. Damals
schrie ich; heute möchte ich so gern und so in-
brünstig schreien; aber du auch. Das eben ist
das Furchtbare, meine Schwester.“

Sie weinte und preßte das Gesicht an den Spie-
gel. Die beiden Köpfe weinten und ihre abrin-
nenden Tränen hatten nichts Ungleiches. Die beiden
Münder atmeten stockend und leidvoll ineinander
und stöhnten noch, als sich das mitleidige Glas
schon mit ihrem Hauche verschleierte. Dann flü-
sterte Chorea:

„Oh, sie ist anders und noch betrübter!“

Sie schlich mit weichen Gedanken vom Spiegel und zitterte in den Schlaf.

Sie träumte wohl ihr Leben zurück; denn der Mund griff wieder in die Freude, wußte nicht von sich und warf die Lippen kaum zurück; das Lächeln vollends war sehr schön: gleich als ob Kinder fragen.

Es war wohl blaues Wasser da, gebeugte Feigenbäume, Trauben, die über hohe Drähte kletterten, Kirschlorbeer und Narzissen: dazwischen aber die dünnen unbedächtigen Mädchenglieder.

Erst gegen Morgen stöhnte sie, weil die Dämmerung kalt an den geöffneten Mund griff und ihn schloß.

IV.

Der Tag aber war wie sie; denn er froh im November und lebte in kranken Straßen, die unter dem Winde stöhnten und Bäume blätterweinen ließen.

Weil sie nicht wußte, daß sie wie die Straße in den Wind blasste und wie der Baum armselig wurde, weil sie des Abends tanzte und im Traume Kind war, haßte sie den Tag.

Sie haßte die hellen Stunden, die wie jene hellen Traumfinger auf die Brust drückten und den Schatten unter die Augen hängten. Sie fürch-

tete das Gesicht im Tag und die Klarheit im Tage. Die Bloße schauderte vor der Entblößung.

Sie stemmte Angst und Haß gegen den Tag und verwehrte ihm das Recht seines Lichtes. Schwere Laden von schwarzem Eisen lagen wie Hunde vor den Fenstern und schützten das ängstliche Leuchten der Lüster gegen die Gier des Vormittags. Die Frau klammerte sich an die Nacht und ihre weißen Finger rissen sie bis in den Mittag hinein. Die wachen Sinne lagen im Bett und peitschten die Stunden in den Abend.

Der Tag aber war stärker.

Listig wie Gas quoll er unter Türen hindurch, die Vorhänge entlang, löste sich von den straßenkalten Tritten der Mägde und Boten, von Briefen und Zeitungen, hellen Lauten, Besenstrichen und Sauberkeiten; er trieb gegen das Lampenlicht, äzte sich höhnisch hinein, zersezte den Glanz und machte ihn hohlwangig. Er schlüpfte in den Atem der Frau und besiegte sie, weil er in ihren Lungen lachte. Er durchlöcherte ihren Haß mit seiner Allgegenwart und tropfte kühn und brutal sein weißes Licht, das sie traf wie Regen freies Feld.

Jetzt ließ sie ihn über sich kommen gleich einem gewalttätigen Freier; sie ahnte seine Unabwendbarkeit und fürchtete sich vor seinen Muskeln; sie streckte sich und ließ ihn sich ergießen, ohne den Blick zu heben oder nach der Sonne zu sehen, die wohl zuweilen schien.

Manchmal las sie: Geschichten von braungoldenen Heideabenden; der Wind streichelte lau ein kleines Haus; eine blonde Frau sang und wiegte das Kind; der Mann kehrte heim und küßte sie und die Dämmerung; oder er kam nicht heim und betrog sie mit einer Zigeunerin; oder er würgte an einer abgründigen Eifersucht gegen Peter, den jungen Knecht, der zu der Herrin aufsah wie zur Madonna; und da er ihr den Verdacht häßlich zuschrie, rief die Frau den Knecht Peter und küßte ihn vor dem Bleichgewordenen auf die Stirn; man fand dann den Jungen mit dem Messer in der Brust; der Mann war entflohen, und die Einsame sang das Kind in den Schlaf und hatte keine Tränen.

Dann sah Choreia auf und fühlte Ruhe und nicht die Zeit.

Oder sie las die brokatenen Verse ihres Geliebten, des Dichters, der nicht bei ihr war; und sie wurde so schwer von dem Weihrauch der Gleichnisse, so umspült von dem Strome der Bilder, daß sie kindlich und hilflos die Lippen schürzte und einschloß.

Schon kam der Beckruf des Abends. Die Lampen leuchteten heller und die Seidenblumen der Tapete blühten auf sie zu. Die Zofe kam geschäftig. Freudig blinkte der Toilettentisch und die Ergebenheit der Phiolen. Duftende Arbeit rauschte auf, die Hände nippten wie Bienen an den Par-

fums, den Pudern, den kleinen Schminknöpfchen und flogen immer wieder zum Gesicht. Es schimmerte die Haut von milder Salbe; leicht klopfen zwei Fingerspitzen den gelblichen Puder auf dünnem Leder darüber. Die Haut ist sanft wie Pfirsichsammet. Aber die schmale Braue gleitet die winzige Bürste, auf das Lid schmiegt sich ganz leiser Schatten; der spitze Stift wispert unter dem Halbmond des Augapfels. Kaum wird das Lippenrot tiefer.

Das Gesicht lebt.

V.

Noch konnte ihr Tanz über den Menschen und lodern auf dem Abend sein. Noch trug das Leben ihre Bewegung und das glückliche Gleiten in den Ton. Immer noch gab sie Rhythmus, ließ sie das Spiel ihrer Glieder bis in die abgebogenen Handgelenke und ausgespreizten Fingern jauchzen.

Dunkelheit flutete über den Halbkreis des Saales. Die Menschenblicke, eben noch neben den Worten, waren für sich allein. Es mußte sehr laute Sehnsucht aus ihnen kommen, denn die Tänzerin fühlte das Weh des Tages in einem unermesslichen Auge ertrinken, das nur da war, um sie zu erschauen. Oh, diese Einigung aller Gesichter, stumm und nicht mehr gesehn! Wel-

ches Uebermaß von Verzicht um ihretwillen! Dort in der Loge werden Frauen sein, die auch nur leben, weil man ihr Leben sieht. Sie werden eben noch den Kopf so gewandt haben, daß der Geliebte hinter ihnen nicht mehr gewahrt als die Hinaufstarrenden vom Parkett. Und sie bleiben doch, als sie schon nicht mehr sind und alles von ihnen fortgenommen ist: der eigene Körper und die fremden Blicke. Um dieser einen Belichteten willen, um meinethwillen wird die Welt vor mir dunkel und schweigt. Ich darf mich steigern und nach den Seiten hin verbreiten; denn es ist nichts neben mir. Ich gehe auf den äußersten Spitzen meiner Zehen, oh, ich könnte auf der Luft gehen; denn es ist nichts über mir als die Erwartung. Jetzt bin ich so gewiß ein Mittelpunkt, daß die Glieder vor sich selber Ehrfurcht haben und kaum an den Ton denken, dem sie gehorsam sein werden. Jetzt spüre ich den lustvollen Zusammenfluß allen Menschenatems wie schweren Föhn; meine Lungen sind voll von ihm und meine Arme tragen ihn zurück bis an die Rampe.

Das war des Tanzes Anfang und die Geste des Grußes.

Dann fielen Tropfen auf ihre Hände und klangen in der Stille; als sie rascher werdend wie heiteres Quellwasser überflossen und mit Chorias Gliedern spielten, war es schon Musik.

Viele Geigen schwangen ihre Töne um die

Empfangene, die den Körper an sie abgab. Der erlöschende Wille zitterte in den Armen und kreuzte sie vor dem Gesicht, das zur Seite fiel und Nacken und Schultern mit sich zog.

Enger schürzten sich die Geigen um sie und zwangen sie, klein und demütig zu werden. Jetzt waren ihre Glieder den Schleiern fast entglitten und kauerten kaum sichtbar unter den toten Falten. Nur die Blässe des einen Armes atmete aus der umrißhaften Schulter und wurde eine Brücke zur Erde.

Es erwachte die Harfe; ihre Läufe pulsten über die Violinen und sandten Akkorde an das Blut und den Aufruf zur Beweglichkeit. Der Arm vernahm ihn und horchte mit starren Gelenken und emporgerichteter Handfläche. Die Finger lösten sich einzeln und wie aus Frost, das Spiel glomm gleich einem Funken den Arm entlang, riß an den Achseln, griff in die Schultern, straffte den Hals, den Kopf, rührte an den Brüsten, raste um den Leib und lachte in den Beinen.

Schnelle Flöten und das Fagott eilten ihr nach.

Doch mit den Melodien blieb auch der Schatten ihres Körpers. Das sah sie heute zum erstenmal. Sie wurde unruhig, die Erhebung ihres Lanzes flackerte ängstlich auseinander und die Töne holten sie ein. Ihr Schatten aber brach sich steil und entstellt vom Boden an den Sammet des

Hintergrundes hinauf und hastete lächerlich hinter ihrem Bewegen. Der schmale Bogen des Knies schlug dort als plumper Schwengel den Teppich, und die Finger — oh, bewunderte Feinheit meiner Finger! — waren Klöße, in eine blinde Scheibe gehauen.

Mein Gesicht! Wo ist mein liebes und schönes Gesicht? Ich bin nicht dieser Fleck dort mit der törrichten Nasenecke. O Gott, wer sagt mir, daß ich es nicht bin? Schon sind die Scheinwerfer nur dort und vergessen mich. Es wird jemand lachen, ich bin sicher, jetzt wird jemand lachen. Einer in den letzten Reihen oder oben wird schreien: seht doch die Dicke! Er wird lachen; alle lachen. Die Hofloge steht schon leer. Bald kommt die Wut zu ihnen. Ich habe Angst davor. Leute! Leute! Ich bin ja hier! Ihr seht zu weit! Das Licht ist nur drei Schritte von meinem wahren Körper, meinem schönen Körper, den ihr kennt. Das Licht hat mich verraten und läßt sich auf meinem Schatten nieder. Das ist Hohn und Täuschung, und sein Tanzen nur das maßlos ausgezernte Zittern meines Unglücks! Wie kann der Blick so schlecht sein und es sehen!

*

Der Vorhang war sehr rasch gefallen. Man hatte die Kranke aufgehoben und in ihre Wohnung gebracht. Die Zuschauer verließen sich mit

mitleidigen Gesprächen. Die Frauen sagten: Ja, ja, auch sie. Die Männer schritten ernst und dachten an den stummen Unfall ihres Körpers. Ein Knabe verbiß das Weinen und ein junges Mädchen flüsterte immer wieder in das Ohr der Freundin:

„Grade auf das Gesicht, wie eine Puppe auf das Gesicht.“

Die Braut des jungen Königs ließ nicht die Augen von ihm und sprach sehr langsam:

„Sie wird sich die Nase gebrochen haben.“

Der Schweigsame verzog den Mund, sah sie kalt an und winkte dem Adjutanten. Ein Korb mit weißen Damaszener-Rosen war neben Choreias Bett, kaum daß man sie ausgekleidet hatte.

Fieber flammte hoch und brannte durch viele Tage und die Unendlichkeit glüher Bilder:

Das erste Gesicht

Es dünkte sie, als ob sie tanzte. Die Glieder gaben sich ihr leicht, mit Sehnen, die spielerisch gehorchten, und mit jungen unsichtbaren Muskeln. Als die ersten Takte sie zur Rampe trugen, traf sie jäh ein eiskalter Zugwind, der ihr den Mund aufriß und in die Lungen fuhr. Da sie in verwirrter Scham die Lippen wieder schließen wollte, trotzte der Unterkiefer und blieb abwärts gerichtet. Sie schluckte den schweren Geruch modern-

den Laubes oder eines Kellers, in dem alte Bücher starben. Sie schlug in verzweifelter Wut gegen das Kinn und steigerte die Schläge mit beiden Fäusten zu einem knochenlauten Wirbel. Als es nicht nachgab, fühlte sie sich besiegt und ließ die rechte Hand vor dem Mund, als ob sie gähnte. Die Scham würgte an der Schlagader des Halses und presste beide Schläfen mit eisernem Daumen; denn sie stand auf der Bühne und hatte bei alledem zu tanzen nicht aufgehört.

Bald aber litten die Ohren unsäglich, weil sie nicht mehr die Töne zu greifen vermochten, die mählich wie hinter einer Eismauer verendeten; mit einem ganz kurzen und hohen Schrilla, gleich einer Flöte, die vergeblich Luft sucht und nach einem Ausweg drängt. Als die Brücke, die zum Rhythmus führte, gesprengt war, warf sie sich auf die Knie und schaute über die Hand, welche den offenen Mund schützte, auf den schweigenden Saal. Lange Minuten konnten der Zerbrochenen nicht einmal die Lider schließen und hingen über ihrem Angstblick und dem Saale, der mit dem Hauch der Verwesung antwortete und kalt war. Jetzt barst das Entsetzen in ihrer Brust, schrie die Hände von dem Kreis der Lippen fort, und verlöschte die blendenden Lichter. Die Ahnung des Auges konnte sehen:

Auf dem Dunkel des Raumes schwelten grünlich durch lange Reihe und breite Tiefen die Köpfe

und ihre Hände. Das verbindende Tuch der Gewänder sah sie nicht; aber sie fühlte, daß sie fadenscheinig waren und vor Staub zerfielen. Aller Inhalt der zitternden Pupille hieß Auflösung. Die Gesichter glommen so alt und erkaltend, daß ihr Geschlecht nicht offenbar wurde. Doch sie konnte noch grinsen. Viele Reihen zurück: dort, wo die billigen Plätze sich zu drängen anfangen, flüchtete die grüne Blut der Köpfe ins Gelbe. Das waren wohl Tote, weil ihnen die vielen Runzeln fehlten und sie die Kiefer unter keine Lippen bargen.

Wie viele Zähne sie haben! dachte Choreaia.

Auch die Schädel grinsten.

Als ihr Blick vor der schweigsamen Dämonie der Endlichkeiten in peinvollem Sprunge zu den Rängen floh, fand sie auf den Schatten des Hintergrundes, in transparenter Ungeheuerlichkeit vom Parkett bis zur Höhe der Kuppel aufgereckt, ihr Spiegelbild. Sie sah ihre Angst um das Loch des Mundes kreisen und an den gebückten Formen herabrieseln. Es löste sich die Starre des Kinns und die Lippen kamen zueinander.

Es splitterte gleich zermalntem Glas durch die Adern, als sich die Kiefer überwandten: Sehnen schmolzen, Muskel schlafften, Haare blichen, das Fleisch torfelte in brüchiger Haut und buchtete die mürben Schleier.

Die Zuschauer grinsten und schwiegen beifällig. Sie sah aufmerksam und mitleidslos in ihr verändertes Bild und wartete, daß die Ähnlichkeit mit den Köpfen im Saale stärker wurde.

„Es ist in meiner Welt nur noch dieser kleine Weg der Haut zum Knochen,“ sagte sie.

Sie wartete und glaubte schon lachen zu können wie die andern lachen. Doch dann sank das Gesicht von ihr weg.

Das zweite Gesicht

Ja, mein Geliebter ist ein Dichter. Ja, er ist bleich von der Schönheit seiner Worte.

Als ich ihn zuerst sah, sah ich nur seine Stirn. Jetzt auch habe ich sie vor mir. Ich halte sie zwischen den Händen, ich begrenze sie gegen die Augen, gegen die Schläfen und gegen die Haare. O wundervolle, erhabene und gütige und milde Blindheit dieser Fläche! Auf ihr schmale Straßen der Zeit, des Leides und der Hoffnung; die eine unter der zweiten, die dritte über der zweiten; getrennt von flacher Haut, die steil wird, wenn die Gedanken schreiten.

Als er mich zuerst sah, sah er nur meine Hände.

Er liebte mich um ihretwillen und glaubte an mich, weil die Hände — so wie jetzt — um seiner Stirn waren, als ich mich ihm schenkte,

und weil sie über seine Schläfen hin lächelten, wenn er in den Stürmen des Zweifels und im Berneinen war.

Aber ich verstand nicht seine Lieder, die aus Mondlicht und Dämmernissen geschahen und aneinander vergingen: ich griff nur in den Regen des Wohllautes und wollte nach den Versen tanzen.

Das machte ihn glücklich; denn er war einsamen Geistes und stand im Schatten: D ich weiß: meine Kunst dünkte ihn nicht Sonne, weil sie ihn dann schmerzlich geblendet hätte, wohl aber Blut der Seele, die ihn wärmte. Mein Unverstand war seinen schweren Gedanken die Brücke zum Schlaf oder der geliebene Schatten der Kindlichkeit, unter der geborgen er sich seinen freudlosen Gestalten entziehen konnte und mit mir scherzte. Wenn er mich umarmte, stieg er von irgendwo herab und war wohl dankbar, ganz nackt zu sein, ohne Sinnen und mit leichten Schläfen. Nicht selten schien es ihm mühselig und zwecklos, zu den Gedanken aufzuklimmen, die Menschen zu umfassen und an ihrem Widerspruch zu sterben. Wo war der hohe Sinn seines Lebens, das weinte, wenn er mit freier Stirn und ernstest Augen über sie ragte und seine Lieder in die tauben Seelen sandte, und das lachte, wenn er klein wurde und auf den Knien lag: den Blick ganz ausgefüllt von meinen

feinen Gliedern? O ich weiß: seine Liebe war Herabbeugen und sein Herabbeugen Liebe.

Ich aber küßte nicht seine Worte, sondern den Mund, und merkte nicht, daß die Worte schwiegen, wenn er sich zu mir bückte.

*

Genug jetzt mit dem Spiel nach rückwärts. Jetzt auch habe ich seine Stirn zwischen meinen Händen. Nicht wahr? du weißt nicht, wer ich bin, und ich weiß nur deine Stirn. Wenn ich diese Finger hebe und deinen Blick los lasse, wird er sich auf meinen stürzen und wir werden uns erkennen. Noch lasse ich ihn nicht los; denn dieses Erkennen ist schön und ein Quentlein gefangene Ewigkeit. Nicht wahr? du warst irgendwo in einem fernen Land, um den Fremden deine Lieder zu singen. Jetzt kommst du zurück, heiß von dem Süden des Beifalls und hast Sehnsucht nach mir.

O mein Freund, ich hebe die Hand... o mein Freund, ich kenne dich nicht mehr; denn glaube mir, ich bin verändert. Mein Geliebter, ich liebe dich nicht mehr. Ich habe deinen Blick losgelassen und ich sehe ihn nicht mehr. Ich friere dir aus meinen vergeblichen Nächten entgegen und bin schweigsam, weil die Worte nicht im kalten Atem leben konnten.

Glaube mir, ich bin verändert.

Er antwortete:

„Ich sehe dich marmorschön und ich staune auf deine gemeißelte Angst. Sie lebt mit schweren Augenlidern und ist aus gelebten Leiden gegossen oder aus mittäglichen Müdigkeiten. Meine Liebe war gekommen, um sich schlicht zu dir und deinen weißen Armen zu setzen. Meine Liebe reckt sich, von dem Ernst deines Grußes ergriffen, zur Dichtung hoch und sieht dein fremdes Bild in den Wolken über meinen Versen. Ich irrte und habe dich nicht gesucht und finde dich als Wegziel. Wie schön bist du ohne Lächeln, meine erfüllte Zukunft!“

Du Fremder beugst dich über mich, dein Gesicht ist in klarem Lichte. Ich sehe dich schönen alten Mann mit weißen Haaren und unzerstörter Würde. Deine Augen aber sind jung, brennend und begehrend. Ich finde kleinliche und neidische Gedanken: ich werde nicht so schön sein wie du; daß die alten Männer den Umriss ihres Körpers straffer erhalten als die alten Frauen!

„Dann wirst du mir fremd und abgerückt; dein Gesicht verliert an Klarheit und scheint alt, jung, häßlich und schön. Es enthält — seltsam gelenkig, die Züge wie in Scharnieren — umfassende und vielfältige Arten männlicher Antlitz, deren jedes in der aufblitzenden Dämonie des

Sekundenbruchtheils einem geliebten oder vertraulichen oder gehaßten Namen gehört. Immer aber ist das rasche Bild von dem entscheidenden Augenblick seiner Lebendigkeit genommen. Ich sehe den Meister und seine Augen, die mich Nackte nicht schauen wollten. Ich sehe mit seltsamer Gewißheit über seinem Haare den Farbenbrand des südlichen Sees. Eine Nacht macht die Landschaft dunkel, schwer und berauschend: das junge und wundervoll erstarrte Gesicht Paolos, des schlimmen, blonden, unbedenklichen Paolo, hängt über mir wie nach jener ersten Wucht seines eingestürzten Körpers. Dann quillt es auseinander und hat die Sterbeaugen des alten Königs. Jetzt fällt es in die magere Bitte des Jungen zusammen.

Ich habe eigentlich keinen rechten Zusammenhang mehr mit der abrollenden Schau. Mein Gefühl sitzt unbetastet wie in einem Glashaus und schaut neugierig auf die Physiognomien draußen. Ich sehe den Offizier, den Studenten; den andern Studenten, der an der Dachrinne heraufkletterte; dann ein junges Gesicht mit schmalem Einschuß in die rechte Schläfe, ein andres, ertrunkenes, wasserzerseht. Warum das mir? Ich habe sie nicht in den Tod gehen heißen. Warum sagten sie es mir nicht? Es gibt doch nichts einfacheres, als verliebten Männern ihre Todessehnsucht lächerlich zu machen. Man läßt

sie genießen und enttäuscht sein. Bei diesen Knaben wäre es etwas schwerer.

Jetzt bleibt das eine Antlitz: der Dichter. Er sieht kindlich aus, und mir ist, als halte ich ihn auf dem Schoße. Mir ist auch, als fiele die gewöhnliche Sprache von mir ab; als dächte ich die schweren und weisen Worte irgend eines heiligen Ostens. Ich bin starr, unmenschlich und überlegen wie der Mund und die Hände meines bronzenen Buddha.

Er fragt — als wäre keine unendliche Pause gewesen —:

„Warum sprichst du nicht zu mir, meine Freundin?“

Ich antworte:

„Weil ich dich nicht fühle.“

Er fragt:

„Siehst du nicht die Freude meiner Arme und trägst du nicht das Glück aus meinem Atem und den Glanz aus meinen Augen?“

Ich antworte:

„Ich fühle dich nicht, mein Freund, und nicht deine Arme, und nicht deinen Atem, nicht deine Augen, keine Freude, kein Glück, keinen Glanz.“

Er fragt:

„Sind die Dinge für dich gestorben, Chorea, weil deine Schönheit ihren Schatten verbrannte, oder erkennst du nicht mehr den Tag an, weil

die wachen Gedanken nicht deinen Träumen gleichen und keine willigen Spiegel tragen?"

Ich antworte:

„Ich bin nicht wach und die Dinge sind für mich nicht tot, sondern leben, um mich zu verneinen. Das Leben ist so sehr Tag, daß es immer neu aufdämmert und stets gesehen oder geatmet wird. Das Leben ist Gott! Weißt du das, Frager? — Denn es ist so ewig jung, daß wir alt werden müssen. Es rührt an mir — hörst du es nicht? Gott drängt meine Stunden vorwärts, und ich ahne meine Sehnsucht an das Vergangene! Daran werde ich sterben.“

Er sagt:

„Du sprichst so groß, als wenn du meine Vollendung wärest. Wer lehrte es dich, meine Gefährtin?"

Ich antworte:

„Der Tag und die Nacht.“

Er sagt:

„Ich verstehe nicht deine Worte, aber ich glaube, daß ich sie leben wollte. Was ist deine Sehnsucht, Mädchen?"

Ich antworte:

„Gestern war sie das Vorgestern. Heute ist sie groß und ein Irrtum.“

Er fragt:

„Wenn du weißt, daß du irrst, warum trägst du deine Sehnsucht?"

Ich antworte:

„Jeder Tag ist Irrtum, da er doch gleich schon gestern war. Jede Sekunde ist Sehnsucht, weil ich sie einatme und ausatme und an die nächste Sekunde verliere. Verlust gibt Sehnsucht, und ich verliere Minuten, Stunden, Tage und ein Spiegelbild, das ich gewesen bin. Ich dürste nach der Zeit, weil ich sie trinken muß.“

Er fragt:

„Lehrte dich das der Tag?“

Ich antworte:

„Nein, der Abend.“

Er sagt:

„Ich taumele unter deinen Worten. Ist das Schöne so reich, daß es auf dem Atem stehen bleiben möchte und die Erinnerung haßt, weil sie den Kopf zu wenden zwingt?“

Ich antworte:

„Ja, mein Freund, ich hasse, weil ich dem Leben unterliege, das mich an mir vorübertragen will. Die Vergangenheit ist Echo, die Zukunft drängt sich dunkel in meinen Atem und die Augenblicke tropfen aus den Schläfen immer nur nach rückwärts. Das Schöne aber ist wie Gott, das Schöne ist ein ewiger Tag und wird nicht einmal Abend. Ich, zur Nacht zu, muß an meiner Schönheit vorüberatmen.“

Er fragt:

„Ist es nicht Schönheit, wenn du tanzest,

meine arme Geliebte? Und tanzeſt du nicht jeden Tag?"

Ich antworte:

„Der Tanz iſt schön, wenn das Schöne tanzt. Haſt du jemals Gott tanzen ſehen? Ich ſah ihn einmal in einer Menſchenſtimme. — Haſt du jemals die Bejahung tanzen ſehen? Ich ſah ſie einmal in den Stürmen einer Orgel. — Haſt du jemals die Sonne tanzen ſehen? Ich ſah ſie einmal vor dem Mont Blanc knien. — Ich aber tanzte niemals schön, ſondern ſpielte nur auf dem Abend und war ſein Präſent an die Nacht. Und als die Nacht in den Morgen ging und der Tag kam und der Abend, die Nacht, der Morgen, der Tag — da wurden es Abende und Nächte und ich die demüthige Wiederholung von Spiel und Geſchenktwerden. — Ich, zur Nacht zu, muß an meiner Schönheit vorüber tanzen.“

Er ſagt:

„Ich glaube, deine Hände ſind anders geworden.“

Das iſt der ſchmerzlichſte Ton von allen ſeinen Worten. Er tut mir weh; aber es ſcheint mir, als ſei nur ein fremdes und wie abgeſchnürtes Glied getroffen. Ich finde mich nicht mehr mit meinem Körper zurecht und verſtehe auch nicht zu weinen. Ich bin jetzt ganz allein und kann mich nicht mehr unterhalten. Ich

lasse die Leere über mir nicht zu. Sein Gesicht her! Gesichter her!

Ich werde auf und nieder geschwenkt, bis ich versinke.

Das dritte Gesicht

Ein grauer Mensch, wie ein Nebel, steht groß und ungewiß neben ihr und sagt:

„Du sollst ein Kind bekommen, aber du bist zu alt.“

Sie betastet ihren Leib:

„Nein, ich bekomme kein Kind.“

Der graue Mensch lacht:

„Nein, du bekommst kein Kind.“

Sie schlägt nach ihm und trifft ihn gegen die Brust, die zerspringt, als wäre sie aus Ton. Aus der eingebrochenen Fläche sieht das Antlitz eines Kindes. Es ist ein dunkelhaariges Mädchen von etwa zwölf Jahren und gleicht jener ungelentken Photographie, die der gute Simonetti vor zwanzig Jahren von ihr und ihrem gesteiften Kattunkleidchen machte. Sie erinnert sich genau: es war ein heißer und staubweißer Oktobersonntag; der Vormittag noch unruhiger als die Nacht, die Geschwister von kaum mehr bezähntem Meide; sie lachte: Giulio sagte achtundneunzig, als sie wieder vor den Spiegel trat und die Haarschleife in die Höhe zog; dann ging es zur Via Dante, die Stiegen

hinauf, bis das ehrfürchtig bestaunte Glasdach nahe über ihrem Blicke war; der gute Simonetti gebrauchte viele Worte, viel Zeit, einen umfangreichen Holzkasten und einen Hintergrund mit Pinien.

Das Kind schweigt, bis ihre Gedanken wieder bei ihm sind. Dann beugt es den Kopf ein wenig vor (die Umrisse des geschlagenen Menschen sind nicht mehr zu sehen) und spricht mit ganz unkindlicher Stimme:

„Mutter, so hätte ich sein können.“

Chorea fühlt für einen Augenblick einen großen Schmerz, der sie zum Schreien drängen möchte. Doch schon ist er überwunden: nichts bleibt als eine unerbittlich aufgerichtete Abneigung. Sie ist damit nicht zufrieden und nicht beruhigt; sie will von der Gegenwart des Kindes los und denkt krampfhaft an die Photographie und ihre freundliche Entstehung. Simonetti... Simonetti... Sie kommt nicht über den Namen des Photographen hinaus. Eben noch hat sie gewußt, wie heftig seine langen Arme schlankerten; jetzt steht nichts mehr vor ihr als das Gerüst der Buchstaben, das S und die beiden t maßlos lang.

Das Mädchen streicht mit unmutiger Hand die dünnen Lettern aus dem Wege. Es knistert, als würden Streichhölzer zerbrochen. Der Blick der Frau ist an das Kind gebunden.

Chorea, wehrlos und beengt, fürchtet sich vor irgend einem Entsetzen, das ihr die Kehle zuschnüren könnte. Doch sie vergißt nicht, sich Mut zuzulüftern, und fragt sich plappernd und sinnlos:

„Warum denn? Warum denn?“

Des Kindes gesteihtes Kattunkleidchen ist jetzt klar und weiß, als stände es in Sonne. Es riecht auch nach Stärke; aber der saubere Geruch hebt nicht die Angst auf.

Chorea schreit:

„Nein! Nicht!“

Das Kind hat seine Hand langsam der ihren nahe gebracht, und ein kleiner Streifen Luft nur trennt die Berührung. Die mageren Finger schleppen etwas Fürchterliches mit sich, das nicht zu sehen ist; die eigene Hand aber liegt unbeweglich und läßt sich nicht zurückziehen. Vielleicht rücken die Kinderfinger jetzt nicht mehr vor — das überlastete Auge vermag keine Bewegung zu erkennen —; doch die Qual droht, eine ganze Welt zu zersprengen.

Die Frau will den Zwischenraum mit Worten verbarricadieren. Sie will eine so hohe Wand hinreden, daß ihr Blick Ruhe hat und nichts von dem Kinde mehr sieht, auch nicht das Gesicht und nicht das gestärkte Kleid.

Sie spricht sehr hastig:

„Ach ja, wir hatten eine Kaze. Sie hieß

Petita, sie war weiß und gelb und starb langsam an Asthma. Sie aß nichts als täglich eine Messerspitze Butter; sie war so mager, daß ihr die Haare an der Kruppe hochstanden, und röchelte immer. Der Vater wollte sie nicht töten lassen, weil er sie liebte und weil sie immer nachts auf dem Kopfkissen zwischen ihm und der Mutter schlief. Dort überwand sie das Röcheln und atmete leise, um nicht die beiden Menschen zu stören. Ich glaube, das ist gut oder sogar heldenhaft. Am Tag aber lag sie in der Sonne, das Gesicht ganz nahe an ein Brett gedrängt, um für den mühseligen Atem keinen Platz mehr zu haben. Sie tat so, als sei das Brett an der behinderten Luft schuld. Siehst du, das wollte ich erzählen. Ich weiß nicht warum; es scheint mir nur seltsam.“

Das Kind sieht sie immer an. Als sie geendet hat, sagt es:

„Wir haben beide soviel Angst voreinander, Mutter.“

Warum nennt es mich nur immer Mutter? dachte die Frau. Es klingt fast so, als wenn die Kellner oder die Blumenmädchen Herr Baron sagen und hinterher den Cavalier begrinsen.

„Nicht einmal meine Hand darf zu dir,“ klagt das Kind.

Choreia spricht sehr hastig:

„Und dann wurde sie doch getötet. Es ging

nicht mehr; sie quälte sich zu sehr. Der Vater sagte eines Morgens zu Giulio, der eine derbe Seele hat und so etwas kann: Wir halten sie nicht über den Winter; was soll sie ohne Sonne? Tu es gelegentlich. Giulio nahm ein Holzseil, schlug es geschickt auf den armen Kopf und löschte das schwache Leben mit diesem einen Schläge. Der Vater kam von der Arbeit und fragte: Wo ist Petita? Die Mutter sagte: ich weiß es nicht, und ging aus der Stube. Giulio sagte: tot. Der Vater sprang auf: Ich habe es dich nicht geheißt! und weinte. Bei uns weinen die Männer leichter fast als die Frauen.“

Da sagt das Kind:

„Ja, ich glaube, du kannst nicht weinen.“

In der Frau schlägt derselbe Funke hoch, der den Schlag gegen den grauen Menschen führte. Doch das Kind greift in den Flug ihrer Hand, zwingt sie mit großer Kraft zurück und hält sie fest.

Choreia bettelt angstvoll:

„Ich bitte dich, ich bitte dich, laß mich los!“

Das Kind lacht und drückt ihre Hand fester auf ihren Schoß. Es ruft:

„Wenn du mich schon nicht geboren hast, so will ich doch in dich hinein!“

Die kleine und die große Hand ineinander gehakt wie bei lustigen Knaben, ringen stumm. Die Frau leucht und sieht ihre Finger immer

weiter zurückgebogen. Als sie nach rückwärts fällt, hockt zwischen ihren Schenkeln ein Plumpes, Nacktes, Fremdes und würgt unsäglichen Schmerz in sie.

Schon dämmert aus allen Schründen der Empfindung blendendes Rot: da fühlt sie schnell und süß die Mattigkeit der Wöchnerin. Sie streckt die Arme aus, versöhnt oder dankbar; aber sie ist schon in dem aufrauschenden Blut ertrunken.

Das vierte Gesicht

Sonne und südlicher See. Die sanften Hügel mit stumpfen und grünen Kuppen tauchen in das Wasser und färben seine Ränder dunkel. Der Monte Rosa thront fern und weiß, unnahbar wie eine feiste Wolkenspitze. Die Wand des Camoghè ist immer noch unwirsch, aber sie wirft die nördlichen Winde zurück. Drüben, wo Mendrisio liegen muß, blickt der Monte Generoso finsterner als sonst.

O welche Wollust zu atmen! Ich bin nicht krank, ich bin auch nicht im Traum (ich weiß es so gewiß): aber ich bin so einsam, daß ich nicht einmal meinen Körper sehe, wenn ich an mir hinunterblicke. Es ist etwas nicht richtig. Vielleicht schaue ich aus einem Loche des Himmels, den Kopf nur in den Sichtraum gedrängt. — Nicht den Kopf, weil ich nicht auf meine

Nase schielen kann; nur die Augen an einem Ausschnitt. Ich gestehe auch, daß ich sehr hoch bin; denn ich sehe viel und weit, doch auch das Kleinste.

Es ist etwas nicht richtig. Es fehlen die Dörfer, die weißen Willen und die Menschen. Die Natur, aufgeglüht als das vielfältigste Wunder, kennt sie nicht oder hat sie vergessen. Ich muß eine sehr Frühe oder eine sehr Späte sein.

Über die halbe Höhe des Berges unter mir, wo meine hartnäckige Erinnerung das Dorf Aldefago und das flachdächige Haus meiner Eltern wußte, klettern Oleanderbüsche, die seltsam sind. Die Lederlanzetten ihrer Blätter stechen berauscht und rücksichtslos in die nachbarlichen Sträucher. Die roten und weißen Blumen reißen ihre Schlünde auf und sind so groß, daß ich mein Gesicht hineinlegen könnte.

Ich sehe ungeheure Magnolien mit grauen Blättern und weißen Blütenlappen, die nach Drangen duften. Kirschlorbeer, die Hänge bedeckend, reckt seine Spitzen bis zu mir hinauf. Die Zitronenbäume biegen die langen und dornigen Zweige zurück und tragen zugleich Blüte und Frucht.

Ich weiß: alle Pflanzen, Farben, Düfte und Sonnenstäubchen sind unendlich froh, daß über ihnen, auf ihnen und unter ihnen nicht die Menschen sind. Mich sehen sie nicht; und wenn

sie mich auch sähen, würden sie mich vielleicht nicht dazu rechnen.

Doch über den stillen Jubel einer Wiese läuft Serge, mein schlanker Hund. Er sucht mich und weiß, wo er mich wird finden können; denn er hebt den Kopf straff gegen den Himmel. Ich freue mich — nicht einmal verwundert — der Federung seiner schmalen Fessel und über den hängenden Busch seines Schweifes. Ich freue mich, daß er jetzt stehen bleibt, ein ganz wenig breitbeinig, und das unverschleierte Braun seiner Augen zu mir hinaussendet. Es ist schön, daß gerade jetzt, in dem maßlosen Sieg der Natur, dieser Bote aus einer abgedrängten Lebendigkeit da ist. Ich bin zufrieden, fröhlich; ich rufe:

„Serge, Serge, wo bist du, mein guter Kerl?“

Der Hund antwortet:

„Ich bin hier, liebe Frau, ich möchte bei dir sein und ich bin der einzige, der das sagen kann.“

Ach ja, ach ja, jetzt werde ich wohl traurig sein. Aus der alten Welt stürmt es doch gegen meine Stirn. Es scheinen die wenigsten Lücken fest zu schließen.

Ich rufe:

„Serge, Serge, was macht mein lieber Tanz?“

Der Hund antwortet:

„Ach, Choreia! er ist in einer andern, in vielen andern! Ach, gute Frau, er kann doch sogar im Winde sein. Das ist eine sehr schmerz-

liche Philosophie, wenn man noch neidisch ist, und eine freundliche, wenn man es nicht mehr zu sein braucht. Meine Hundeart ist seit Generationen grade auf diesen Wind neidisch und darum zumeist schon von Geburt an mit einem Herzklappenfehler behaftet. Auch das ist eigentlich Philosophie.“

Ich rufe:

„Serge, Serge, was macht mein junger König?“

Der Hund antwortet:

„Ach, Choreia, er hustet. Es ist bitter zu husten, wenn man ohne Liebe ist und trotzdem thront. Wer auf dem Throne sitzt, hat Liebe doppelt nötig, mehr noch als gesunde Lungen. Doch du bist nicht viel schuld daran. Jede Frau trägt letzten Endes nicht viel Schuld. Aber er schickte dir viele weiße Blumen. Bitte merke es dir; denn das wenigstens hat er verdient.“

Ich rufe:

„Serge, Serge, was macht mein Geliebter?“

Der Hund antwortet:

„Ach, Choreia, er schreibt an einem Requiem für dich und meint es trotzdem ehrlich. Ach, liebe Frau, sind Sargfabrikanten es nicht auch?“

Oh, wie ich lache! Ich lache befreit, beseligt, göttlich! Ich weiß: ich lache mich aus der Erinnerung, aus allem Leben und aus der Traurigkeit heraus.

Ich wage noch einen Blick auf die Erde und lache noch mehr. Ich sehe in einen Saal: ein Gewimmel von Glazen, Scheiteln, Locken, Frisuren. Die Menschheit besteht aus Hinterköpfen. Auf der Bühne steht groß ohne Maßen mein Hund, den Kopf zu mir gedreht, und heult. Es wird geklatscht. Serge stuzt, blickt über die Menge und schreit zu mir hoch:

„Ich bleibe nicht!“

Er springt in die Höhe, immer wieder.

Ich lache nicht mehr.

Er schnellt sich höher, fällt immer wieder zurück; er heult und zerstampft bei jedem Aufsprall: Köpfe, Wiesen, Zitronenbäume, Oleander, Berge, die Landschaft, die Welt... welche Qual!

Was geschieht um meinetwillen? Gott, ich bin nicht schuld daran! Nicht viel Schuld!

Wer lacht?

Ich beuge mich heraus, ich will dem Hunde helfen.

Oh, er beißt!

Wie endlos lange man fallen kann...

VI.

Aus dieser letzten Ohnmacht wurde sie in keine Erregung mehr gerüttelt. Sie starb, ohne daß sich ihre Züge verzerrten.

Die Totenmaske, von dem bekannten Bild-

hauer Professor B. abgenommen, zeigte das Gesicht in seiner klaren Schönheit.

Die großen Zeitungen brachten graziöse Feuilletons. Das Abendjournal sogar die Geschichte des ganz unbekanntem Abenteuers mit dem siamesischen Kronprinzen. Nach den „Blättern für die gute Gesellschaft“ sind ihre letzten Worte gewesen: Ave, Eros, moritura se salutat.

Die „Umschau“ berichtet:

„Das Begräbnis gestaltete sich zu einem gesellschaftlichen Ereignis. Im Auftrag Seiner Majestät legte Flügeladjutant Graf von R. einen prachtvollen Kranz weißer Rosen auf das Grab; auf der breiten schwarzseidenen Schleife erglänzten die Worte: ‚Der Primaballerina Unseres Kgl. Balletts von ihrem wohlaffectionierten Theobaldus Rex.‘ Ferner ließen Kränze niederlegen: Ihre Majestät die Königin (‚Der großen Künstlerin‘), die Prinzessinnen Theodosia, Amanda, Siegesmunda, Walpurga; die Prinzen Theophrastus, Theodosius, Kreuzwendedich, Nepomuk und Marcijus. Unter den Trauergästen sah man Seine Erzellenz, den Herrn Stadtkommandanten, Oberbürgermeister Z., Generalintendanten v. G., Ministerialdirektor Dr. v. Sch., den kgl. Leibarzt Prof. Dr. D., viele Angehörige der Gesellschaft (Frau von Kantorowicz, die Gattin des Bankiers, fiel durch eine entzückende mauvefarbene Sammettoilette auf), kgl. und andere Schau-

spieler und Opernsänger, das Ballettkorps und der Vorstand des Vereins staatlich geprüfter Tanzlehrer.

Wehmut lag auf allen Zügen, als unter den Klängen des Chopinschen Trauermarsches der Sarg mit der irdischen Hülle der herrlichen Tänzerin in die Gruft sank. Wer dachte da wohl nicht: Schönheit vergeht...

Dann trat F. F., unser großer Dichter, an die Gruft. Der Herbstwind spielte mit seinen schon ergrauenden Locken. Und mit vor Rührung bebender Stimme (wie sollte er, er nicht gerührt sein!) las er folgenden tiefschürfenden Nachruf:

Das Leben ist so sehr Tag, daß es immer neu aufdämmt und stets gesehen oder geatmet wird. Das Leben ist Gott; denn es ist so ewig jung, daß wir alt werden müssen. Auch sie. Gott drängte ihre Stunden vorwärts, und sie ahnte ihre Sehnsucht an das Vergangene. Daran starb sie. Jeder Tag lief ihr schneller in das Gestern, als uns. Jede Sekunde war ihr Sehnsucht, weil sie sie einatmen und ausatmen mußte und an die nächste Sekunde verlor. Verlust gibt Sehnsucht, und sie verlor Minuten, Stunden, Tage und ein Spiegelbild, daß sie gewesen war. Sie dürstete nach der Zeit, weil sie sie trinken mußte. Sie haßte die Erinnerung, weil sie dem Leben unterlag, das sie an ihr vorübertrug. Die

Vergangenheit war Echo, die Zukunft drängte sich dunkel in ihren Atem und die Augenblicke tropften aus den Schläfen immer nur nach rückwärts. — Das Schöne aber ist wie Gott, das Schöne ist ein ewiger Tag und wird nicht einmal Abend. Choreia, zur Nacht zu, mußte an ihrer Schönheit vorüberatmen. — Der Tanz ist schön, wenn das Schöne tanzt. Habt ihr jemals Gott tanzen sehen? — Ich sah ihn einmal in einer Menschenstimme. — Habt ihr jemals die Bejahung tanzen sehen? — Ich sah sie einmal in den Stürmen einer Orgel. — Habt ihr jemals die Sonne tanzen sehen? — Ich sah sie einmal vor dem Mont Blanc knien. — Choreia aber tanzte niemals schön, sondern spielte nur auf dem Abend und war sein Präsent an die Nacht. Und als die Nacht in den Morgen ging und der Tag kam und der Abend, die Nacht, der Morgen, der Tag — da wurden es Abende und Nächte und sie die demütige Wiederholung von Spiel und Geschenkwerden. Sie, zur Nacht zu, mußte an ihrer Schönheit vorübertanzen. So starb sie.

Denn sie war nur ein menschhaftes Märchen; und die vergehen mit den Menschen. Ich aber will aus ihr und zu ihrem Gedenken ein sternenhaftes Märchen dichten. Dieser Epilog wird auch darin enthalten sein. Und es wird noch zu Weihnachten erscheinen. — Requiescat in pace.

Die Zuhörer waren sichtlich ergriffen.

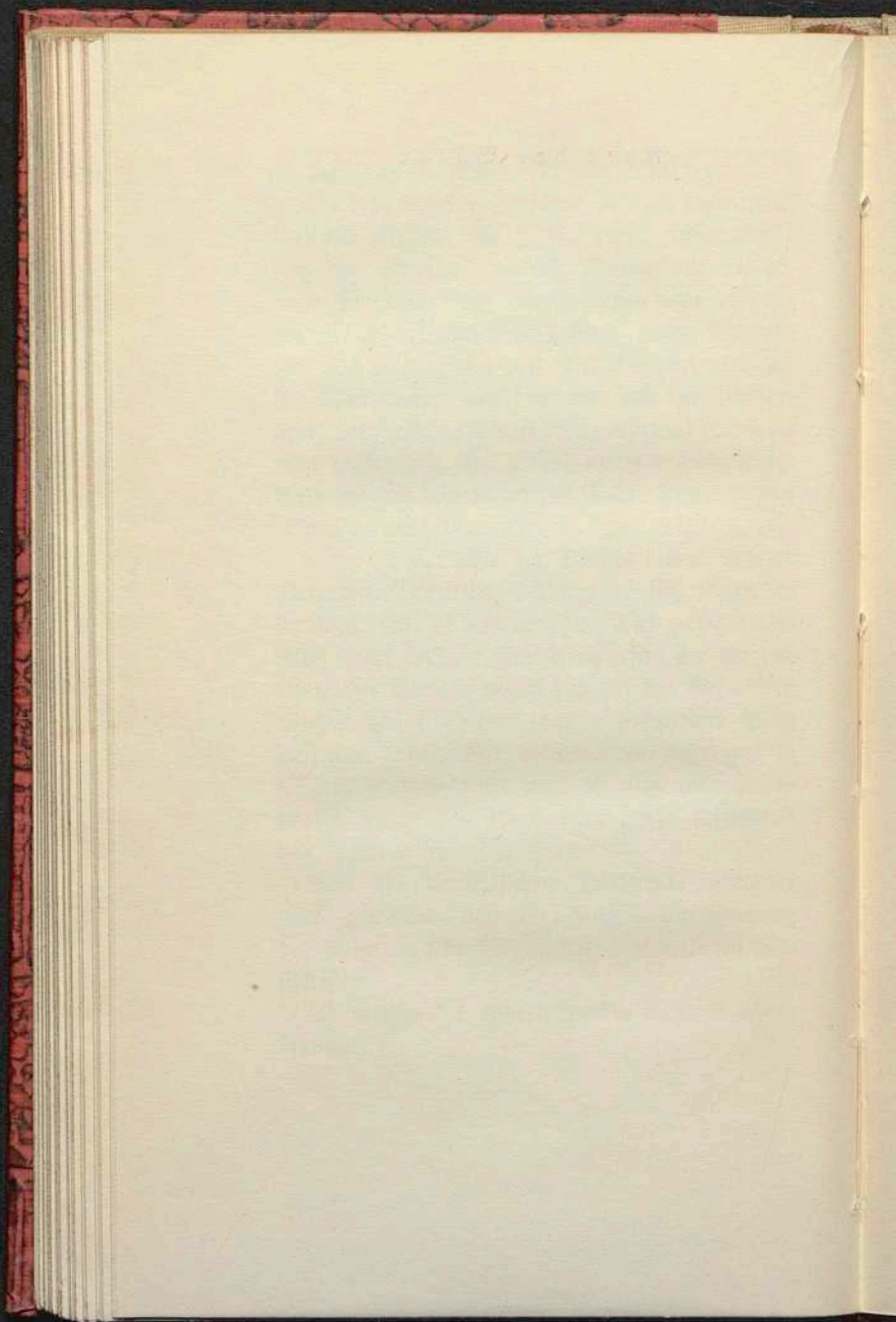
Ein bedauerlicher Zwischenfall muß dann noch berichtet werden: Als F. F., unser großer Dichter, den Kirchhof verließ, sprang der prachtvolle Windhund der Verstorbenen mit wildem Gebell und fletschenden Zähnen gegen ihn, riß ihm das Manuskript des eben Vorgelesenen aus der Manteltasche und fuhr ihm mit der Vorderpfote ins Gesicht, so daß heftig blutende Schrammen entstanden. Ein pflichtbewußter Polizist erschloß das anscheinend ob des Todes seiner Herrin tollwütig gewordene Tier auf der Stelle.“

Ann. d. N.: Wie der Dichter einem unserer Mitarbeiter mitteilte, befindet er sich körperlich wohlauf. Nur ist das von dem Tier zerfetzte und leider nicht kopierte Manuskript für ihn ein unersehlicher Verlust, zumal sich auf den Gedankengängen dieses Epilogs das angekündigte Buch aufbauen sollte. Wir bedauern es nicht nur in seinem, sondern mehr noch im allgemeinen Interesse, da ja vor allem seine große Leserschaft den Schaden hat.

Von der tierärztlichen Hochschule übrigens wird gemeldet, daß die genaue Untersuchung des Kadavers jede Möglichkeit einer Tollwut ausschließt.

So werden die andern Hunde nicht zu leiden brauchen.

Abel der Vater



Abel und die Tochter saßen einander gegenüber wie immer zu dieser Zeit des Abends. Das blaue Tischtuch zwischen ihnen trug ihr Schweigen. Das blaue Tischtuch war gradlinig und ungütig bemustert und von dem Lichte der tiefhängenden Lampe aus dem Zimmerdunkel gehoben, als wäre es das Wichtigste. Die Köpfe der beiden Menschen waren schon im Schatten und wagten nicht, in die niederfließende Helle zu tauchen. Die Tochter hatte eine kleine Weile die Hände auf dem Tische; sie betrachtete nachdenklich und vertraulich die enge Haut über den Knöcheln, drehte sie um und fing das Licht mit den kleinsten Falten der Fläche. Dann sprang der Blick mit einem flüchtigen Erschrecken des Lides zu dem Stück gelbgrauen Bart, der vom Tisch auf und über den Bereich der Lampe in das unendlich bekannte Gesicht wuchs. Sie biß die Lippen zusammen, senkte die Hände in den Schoß und wußte müde jede seiner tausend Runzeln.

Abel öffnete den Mund. Sie sah es nicht;

aber ihr Atem, noch schwerer von der Last des feinen, fühlte es.

Er wird jetzt sprechen, sagte sie sich und hustete vor Angst. Er macht immer den Mund auf, bevor er spricht.

Sie starrte auf den Bart. Als er sich bewegte, schloß sie die Augen. Abel sprach:

„Ja, ja, fünfundsechzig Jahre!“

Sie stöhnte. Warum nur immer dieses Aufhissen seiner ergebnislosen Greisenhaftigkeit! Meine arme Seele, schon ganz voll von ihr!

Seine rechte Hand war mit einem Mal auf dem Tische, breit, vergerbt, mit gelben und blinden Nägeln. Sie schob sich langsam über die Decke auf die Tochter zu, die sie nicht sah. Seine Finger suchten nach irgend etwas, wohl nach ihren Fingern; weil er sie nicht fand, tastete seine Hand immer weiter zu ihr hin. Sie schrie leicht auf, als er gegen ihre Brüste irrte, sah auf seine flehentliche Bewegung und umspannte sie mit den beiden Händen.

Abel sprach:

„Du bist mein Sinn, Anne. Du bist mein Lebenssinn, Anne.“

Er duckte den Kopf so tief, daß der Bart auf dem Tische schleifte und das Gesicht bis zur Nasenwurzel hell wurde. Sie sah fast schon seine Augen. Sie schwieg.

Er hatte sich wieder aufgerichtet; er wird wohl

jetzt die Augenbrauen hinaufziehen, dachte sie, und mit knapper Bewegung der Hand — zu sicher, um den Kopf mitzuwenden — hinter sich auf das Taburett greifen, auf dem die Pfeife liegt. Dann raucht er sehr langsam den brutalen Inhalt des Pfeifenkopfes gegen ihre Stirn und spricht nicht. Das dauert zwanzig Minuten. Oh, ich werde zwanzig Minuten durch Rauch von ihm getrennt sein! Ich werde wohl husten, doch ich werde allein sein.

Sie stand auf, leise, mit vorsichtigem Atem, als sei er eingeschlafen... Abel stieß die Pfeife in den Zinnbehälter zurück:

„Warum stehst du auf?“

Die Tochter schwankte einen kleinen Augenblick in die Richtung ihres Buches, das mit verschwommenen Kanten auf dem Büfett lag. Jetzt saß sie wieder, hatte die Augen geschlossen und die Lippen einen dünnen Spalt über den Zähnen offen.

Abel blickte bedächtig und genau ihre versuchte Bewegung weiter und blinzelte gegen den ungewissen Umriß. Er sagte:

„Das da, das ist ein Buch.“

Sie zuckte mit den Achseln und bedachte scheinbar ihre Hartnäckigkeit, nicht zu antworten.

Abel hob die Stimme:

„Das da lügt noch mehr als das Leben; denn es belügt das Leben und dich. Das Leben aber belügt nur dich und nie sich. Zuwas liest du also?“

Anne schwieg.

Der Vater faßte die Ecken des Tisches zu beiden Seiten und rüttelte an ihnen, wenn er laut sprach:

„Ja, ich weiß; du willst dich zerstreuen und auf unsere verwaschenen Tapeten schöne oder laute oder liebende Farben denken. Das ist unrecht; denn wir sterben. Sterben alle. Ich früher als du, aber du auch. Warum also dieser Wahn, Unterschiede zu konstruieren und die Sehnsucht zu züchten? Die Sehnsucht macht uns das Sterben noch schwerer als das Leben es macht; denn das Leben ist wenigstens vergeblich, die Sehnsucht nie. Das Buch ist ihr Zuhälter. Der alte Mensch hat alle beide und sich noch dazu zu gleichen.“

Die Tochter hustete.

Abel:

„Was willst du denn vom Leben, Anne? Frögendem russisches Kind oder ein russischer Dichter — du weißt: einer, der alles beide und dadurch alles ist — sagte, glaube ich, man solle sich den Lebenshintergrund sehr farblos machen; dann würde sich das bißchen an Farbe, das in der Seele oder in den Lippen ist, vielleicht zeigen können. Der es behauptet, war ein Idealist und ist ein tragischer Waschlappen. Nun, Waschlappen sind immer tragisch, wahrhaftig! nicht nur die Menschen, sondern auch die Stoffe. Ich kann

es fühlen. Und doch spricht dieser Mann noch zu günstig. Ich war kein Idealist und bin kein Watschlappen: du weißt es. Ich hatte einen Hintergrund, so ohne Farbe wie kein Novembervormittag am Kai: und war doch immer noch farblos.“

Er unterbrach sich hastig:

„Anne, sind es Klagen?“

Er beugte sich rechts an der Lampe vorbei und sah ihr ins Gesicht:

„Du siehst schlecht aus, Anne.“

Er rief:

„Ja, was soll ich denn tun? Ich bin doch alt und muß sprechen. Ich habe doch nur dich, siehst du, und muß sprechen, muß sprechen!“

Er setzte sich zurecht, erregt, mitleidslos:

„Kind, warum war deine Mutter so schlecht zu mir? — Du weißt, Anne, wenn ich so frage, will ich gar keine Antwort haben. Ich frage nur vor mich hin, verstehst du, ich werfe so die Fragen vor meinen müden Gang — Sand über Glatteis: man kann doch nicht wissen. Und dann, es ist ja nicht das, nicht ihr mürrisches Atmen, die Lage — unzählige Tage —, die sie in ihrem hellblauen, immer mehr hellblauen Flanellmorgenrock erstickte... ach, Anne, dieser entsetzliche Klumpen Fleisch im Stoffe! Anne, immer mehr Schwamm und so ohne Liebe, so würdelos neben mir, o Gott, immer daneben... nein, Kind, das

ist es nicht; laß mich doch nur sprechen: sie war schlecht, weil sie dann doch starb! — Anne, dreißig Jahre gefesselter Haß und dann plötzlich der Schlaganfall! Das geht nicht, das ist schlecht! Wenn drei Viertel des entwickelten Lebens so unausweichlich furchtbare und täglich neu verwundene Gemeinsamkeit waren, Anne, durfte man nicht sterben. Das wenigstens hätte ich verdient, daß sie die Qual neben mir voll machte oder mir rechtzeitig sagte: ich sterbe morgen. Ich wäre dann auch gestorben, glaubst du es nicht? Wüßte ich es nur eine Nacht vorher; nur eine Nacht Überlegung, daß ich nicht einmal mehr den Zweck haben werde, unglücklich zu sein!“

Er schwieg und hatte wieder den Mund offen, die Augen aufgerissen und irgendwohin gerichtet. Anne sah auf die unbeweglichen Adern seines Halses, die schwer und ernst in den Bart drangen. Sie dachte: Ist dieser Mann, den ich jetzt wieder sehr liebe, ganz groß oder ganz klein? Wie gleichgültig das. Doch muß ich nicht zu ihm sprechen, wer er auch sei? Ein kleines Wort nur, einen Trost, etwa: Vater, du lebst! oder gar: Vater, du mußt leben, um meinetwillen! Doch wie sollte ich das sagen?

Abel schlug die Hand auf den Tisch:

„Oh, die Sekunde ihres Sterbens! Weißt du sie noch? Du warst fünfzehn Jahre alt und weinstest wundervoll reine Angst. Ich mußte immer

auf dein Weinen hören und grübelte, wie deine Liebe zu ihr war. Sie hat dir doch nie einen Gutenachtkuß gegeben, nur die Stirn gefaltet an deine Lippen gestoßen: und doch dieses Weinen! Man schickte dich hinaus. Sie war wie aufgepumpt; das Gesicht grausam schief und starr. Sie sah mich an, dringlich und vor Leblosigkeit gläsern. Ich fragte den Arzt: erkennt sie mich? Er sagte Nein. Ich fühlte, daß sie mich erkannte und wissen wollte, wie meine Augen aussahen, wenn sie stirbt. Ich fragte immer wieder: erkennt sie mich? Der Arzt sagte Nein, Nein! Ich aber log dennoch, ich machte gute Augen und küßte sie auf die Stirn. Das war schlecht. Mit einem Male sagte der Arzt: ich kondoliere. Ich hätte sie noch lange küssen können. Anne, das war schlecht.“

Die Tochter dachte: Ich will ja seine Beichte gar nicht hören; sie verwirrt mich noch mehr. Gott, warum läßt er mich denn nicht los?

Seine Hände bewegten sich. Sie wußte, daß er wieder zu sprechen anhub und daß sie es nicht verhindern konnte. Sie wußte auch, daß seine Schwermut sich jetzt auf sie stürzen würde und kaum genug Raum für die Dehnung der Brust läßt. Das blasse Rot vor dem Blicke war schon da und trieb sie ein klares Gefühl der Wut. Sie umflammerte die Untertasse und wollte sie gegen den Mund werfen, den sie nicht sah. Redete er jetzt, in dieser Sekunde, redete er den grauen

Seelenschlamm höher an sie hinauf, wahrhaftig, ich schreie oder ich werfe oder ich zerspalte die Lampe zwischen uns, daß das Petroleum diese ganze verklammerte Welt des Lisches und der beiden zusammengebundenen Köpfe und der Vaterschaft auseinanderbrennt!

Dann war seine Hand bei ihr, streichelte ihre Finger, befühlte verwundert das Porzellan zwischen den straffen Gelenken und schreckte zurück. Die Stille jetzt war noch viel schwerer.

Endlich fragte er langsam und fast erstaunt:

„Ja, warum denn?“

Und schrie gleich hinterher, unvermittelt, roh, die Hände rechts und links zu zwei maßlosen Fäusten:

„Ich sage es doch! Ich sage es doch! Du hast nicht Recht, Anne, und der Haß in deinen Fingern auch nicht. Denn du bist nicht mehr jung, Anne, fast ein altes Mädchen, Anne, über dreißig und unschön. Siehst du, so sage ich es dir. Was willst du denn vom Leben? Die Männer mögen dich nicht, mit jedem Tag immer weniger. Du bist arm: so mögen sie dich am wenigsten. Du hast eine so eingestampfte Anständigkeit an den Mundwinkeln; über sie vergißt jeder, daß du trotz alledem eine Frau bist. Und zudem, nehmen wir wirklich das Unwahrscheinliche an: dann tötest du dich am dritten Tage deiner Ehe oder wirst krank. So fürchter-

lich und voller Schmerz wird dir das alles sein. Der Mann wird dich am vierten Tage betrügen; du bist eine Frau, die man schon am vierten Tage, schon am ersten Tage, schon im Brautbett betrügt. Du bist im besten Fall immer nur die umarmte Sehnsucht an eine andre. Du bist nichts, Anne, nichts, nichts! Du wärest ohne mich nur die schweigsame Verfluchung deiner selbst.“

Er stockte. Dann:

„Und schließlich: du bekommst nie ein Kind; niemals!“

Die Untertasse zerbrach. Das Geräusch war unterdrückt, als ob Tuch oder weiches Fleisch eng darüber läge. Abel sah ernst auf ihre auf-gepreßten Hände. Er sagte:

„Du hast die Untertasse zerbrochen, nicht einmal die Tasse. Wie klein ist deines Unglücks Wucht gegen das meine oder gegen die Möglichkeit einer Revolverkugel, die ich nicht ausprobirte, weil ich zu mutig bin. — So sinnlos mutig, leben zu bleiben.“

Sie zuckte hoch:

„Ich auch.“

Der Vater fuhr sich über die Stirn:

„Das sind die ersten Worte, die du heute abend sprichst. Zwei Worte nur: und sie vergleichen sich schon mit mir. Ich begreife nicht, warum du nicht lauter sprichst, lauter, und

brüllst, mir durch diese Lampe ins Gesicht
brüllst, damit ich weiß, daß du weißt, wie sehr
ich dich ausnutze! — Oder willst du heute nacht
davonlaufen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Jedenfalls wohl, weil ich nicht feige genug
bin.“

Es war ihm, als lächelte sie. Er legte das
Kinn fast auf die Tischdecke:

„Oder glaubst du, ich könnte heute nacht feige
sein?“

Er drängte Kopf und Oberkörper immer weiter
über die Platte hin. Seine Augen sahen sehr seltsam
unter der Lampe hervor; der Busch der
Brauen schnitt sich mit den grünen Schirmfranz-
sen. Anne schluckte unruhig, weil ihr das Gesicht
fremd war. Abel sprach leise und eindringlich:

„Weißt du auch, daß ich es jetzt könnte:
diesen Augenblick und die ganze Nacht, die ihm
folgt? Morgen schon nicht mehr, Anne. — Jetzt
aber und diese ganze Nacht kann ich mich schämen.“

Anne schwankte leise nach vorn und nach rück-
wärts, wieder nach vorn und ließ den Kopf
auf seine linke Hand fallen, die ihr am nächsten
war. Es schien ihm, als stöhnte sie in seine Haut:

„Ich auch.“

Er wußte es aber nicht gewiß.

Er wurde sehr sanft und ruhig, weil seine

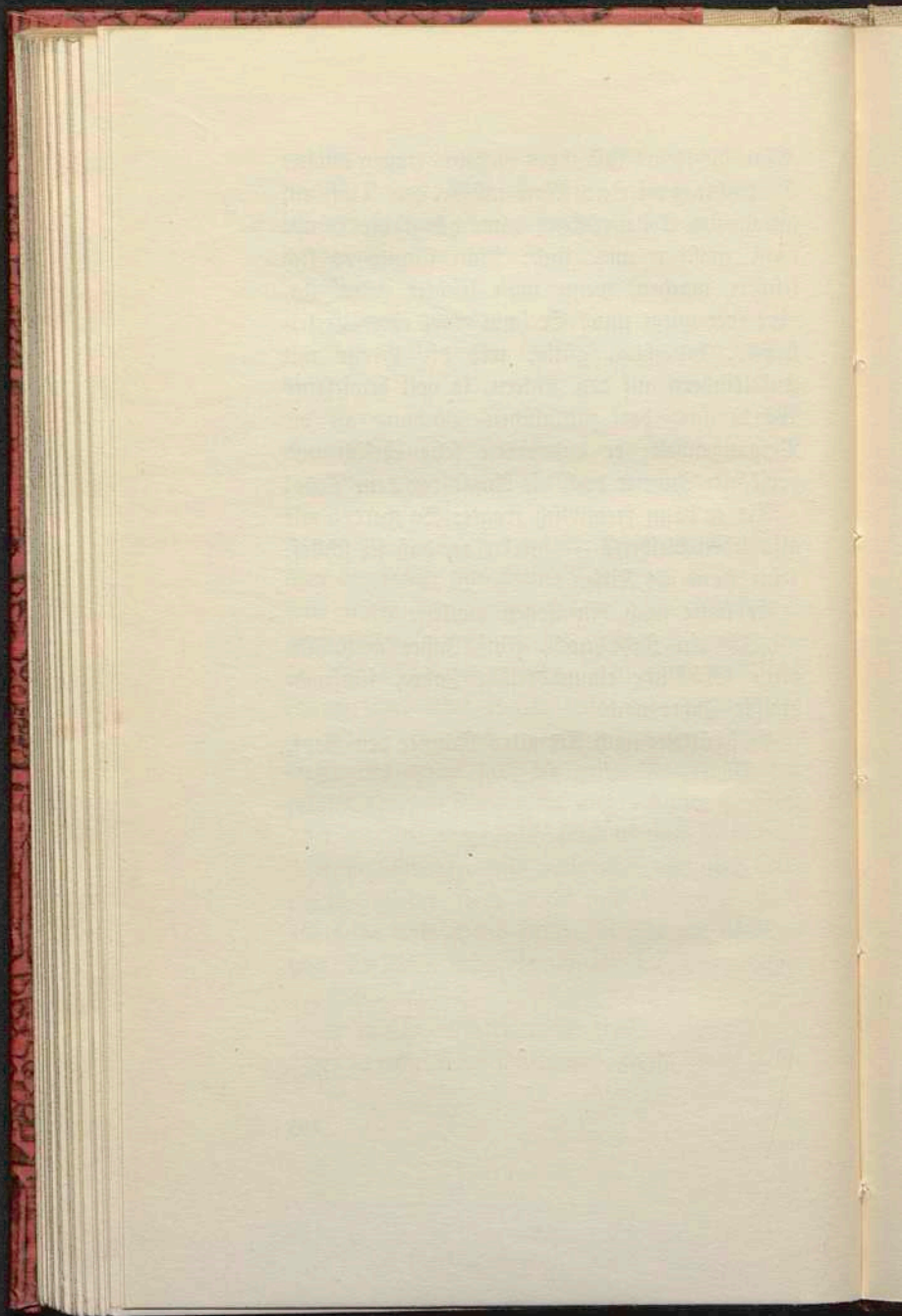
Hand die kleine Last ihres Gesichts tragen durfte. Er dachte zweierlei: Man müßte den Tisch ein wenig zur Seite rücken; dann hängt die Lampe nicht zwischen uns. Und: Man könnte es sich leichter machen, wenn man leichter wäre. Ja, aber wer wiegt uns? Er sann wohl eine Viertelstunde, bedächtig, gütig, wie die Greise mit Enkelkindern auf den Knien, so voll bewiesener Würde und der zutunlichen Bindung an die Vergangenheit; er antwortete sehr ehrlich und versöhnt: Immer doch die Angst vor dem Tode!

Als er dann freundlich fragte: So werden wir also leben bleiben? — merkte er, daß sie schief, seine Hand als Kissen.

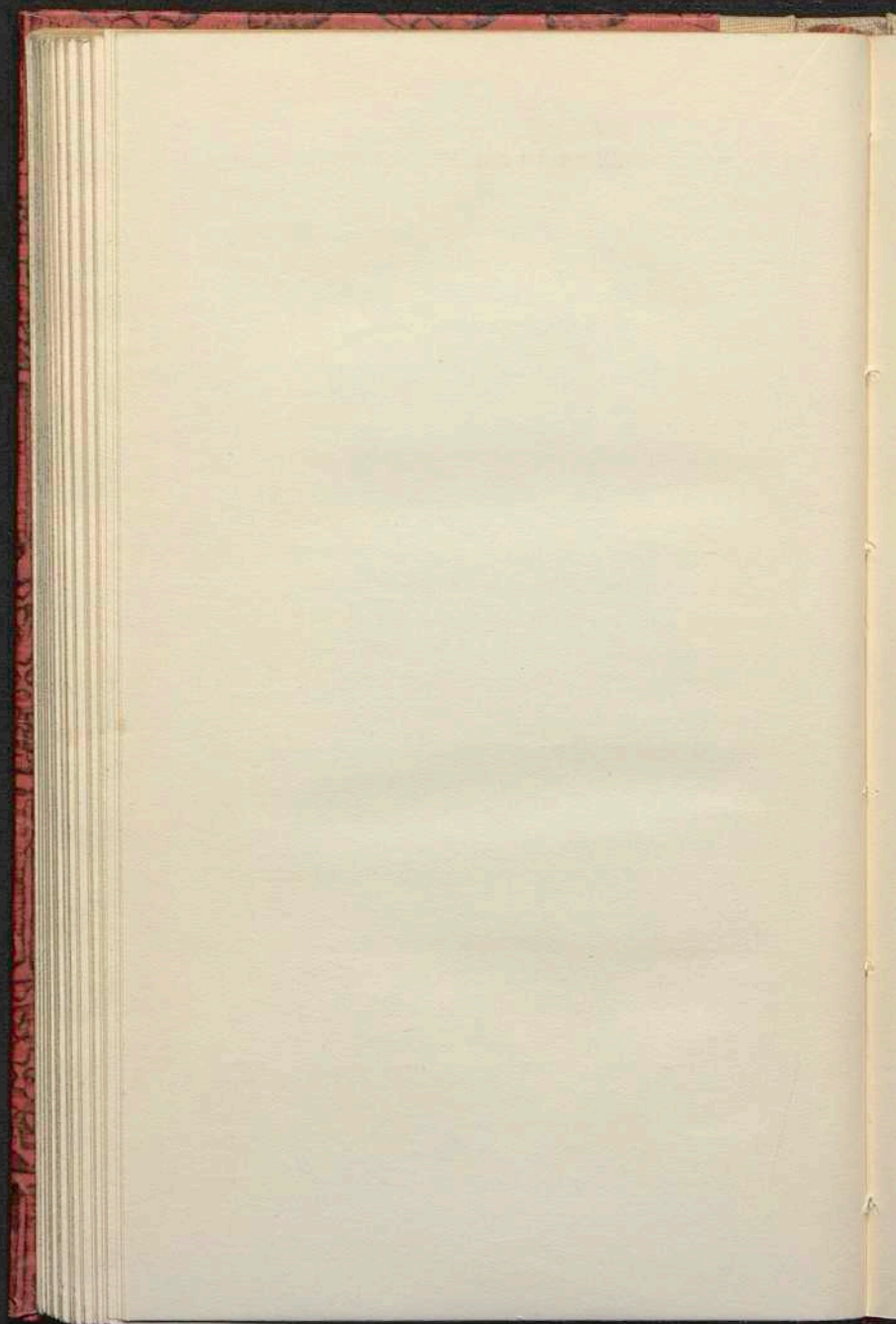
Er hatte noch hinzusetzen wollen:

„Ich ein Jahr noch, fünf Jahre noch. Du arme Glückliche einunddreißig Jahre, fünfunddreißig Jahre noch.“

Er schüttelte nach Art alter Männer den Kopf.



Mathieu



Ce n'est rien: j'y suis; j'y suis toujours.

Rimbaud

I.

Ich, Mathieu, stehe mitten auf der Straße und habe Hunger. Über dem Glockenturm von Sacré-Coeur ist der Himmel schmutzig gelb. Ein Hund — häßlich und mit guten Augen — bleibt vor mir stehen und wedelt mitleidig. Ich rufe ihn an: Moustache! Medor! Xeron! Er bellt und läuft weg. Ein Bäckerjunge, der aus der frühen Stunde und meinem Anzug Schlüsse zieht, lacht. Seine Schulter trägt einen duftenden Korb und macht mich böse. Ich gehe auf ihn zu und wiege gefährlich die Achseln. Er springt nach vorn und läßt zwei Brötchen zur Erde hüpfen. Ich habe gewonnen.

Die Bänke der Place Saint-Pierre sind hart und unfreundlich; wie alle Bänke zur Nachtzeit. Sie drücken ihre Kanten ins Fleisch und unsere Sehnsucht ins Hirn. Das Laub ist schwarz und hat nicht weniger Kanten; als wären die Blätter aus Holz. O diese Nacht! Alle diese Nächte, die nackt sind, weil zwischen ihnen und mir keine Wand ist!

Ich bin neunzehn Jahre, groß und mit breiten Schultern. Es gibt Frauen, die sich nach mir umsehen. Ich fühle es dann im Rücken. Es gibt Frauen, die mir ein leises Wort zuwerfen. Es gibt zwei Frauen, die ich hatte. Sie waren beide unschön und demütig.

Weil ich zuviel Leute in den Fahrstuhl ließ, warf mich der Personalchef von Dufayel hinaus. Gewiß, er warnte mich oft. Ich sagte ihm, ich könne nicht den aufgehobenen Blick der Menschen sehen, die zurück bleiben. Ich könne auch nicht zwischen die bei mir und jene draußen brutal die Tür tun. — Und wenn ein Unglück passiert? — — Dann, ich bin sicher, würde nur ich sterben. — Er hat den Kopf geschüttelt und mich wegen Unzuverlässigkeit vom Liftführen suspendiert.

Ich verdiente fünfundzwanzig Franken die Woche und gebrauchte achtzehn Franken zum Leben. Für die sieben Franken, die blieben, kaufte ich mir bei Cochin in der Rue de Eignancourt jene Zigaretten mit Rosenblattmundstück, die in Opium getränkt sind. Mit ihnen sog ich mich in die buntesten Träume. Meine Schlafkammer war bei der Witwe Chappuis. Ich tat rotes Papier um die Petroleumlampe, zog mich aus und legte mich nackt auf das Eisbärfell, das mir ein Ländler billig ließ. Dort rauchte ich und wurde so schwer von Farben und Tönen, auch von den Bildern ganz schmaler Japanerinnen und

überhängender Orchideen, daß ich mich nicht bis zum Bette heben konnte und einschlief. Dort auch trat das Fräulein Jeanne, die Tochter mit vielen Sommersprossen und wenigen Kavaliereu, unvermutet ein und wurde ohne viel Zutun die zweite Frau, die ich hatte. Die Witwe Chappuis behielt mich noch eine Woche und kündigte mir, nachdem ich die Tür durch zwei Nächte vor dem Fräulein Jeanne verschlossen hielt.

Dann ging ich durch die Straßen und war berauscht vom Frühling. Als der Hunger arg wurde, besann ich mich auf meine Stellung zu den Menschen und bettelte. Warum sollte ich nicht betteln? Hatte ich ihnen nicht Gutes getan? Wenn jene nur, die meine Sorglichkeit noch in den Fahrstuhl ließ, mir täglich einen Sou gäben, könnte ich die Réjane sehen oder Guignol. Meine gesunden Glieder störten. Ich zuckte mit ihnen und verdiente nicht wenig. Des Nachts stand ich vor den großen Restaurants und öffnete die Türen der Autos, rasiert, frisiert und mit schweigsamem Gesicht. Es geschah oft, daß die Damen den vergesslichen Herrn an das Trinkgeld erinnerten. Es geschieht oft; denn ich öffne noch immer Türen, bettele immer noch, taumele über meine Stadt hin und bin ganz frei, oft hungrig, oft satt, glücklich, unglücklich und verzlangend.

Jetzt fürchte ich Herbst und kühle Nächte.

Die Rue de Steinkerque ist grau und naß. Die Häuser sind so abgeschlossen vor mir, abgewandt und höhnisch, daß ich die Bürger hasse, die dort schlafen. Wo ist ihr Recht, mir hinter diesen Mauern den Rücken zu drehen und jeden Gedanken an mich oder meine Art zu befrösten. Ich friere an der Behaglichkeit, die ich nicht sehe.

Der Herbst macht mich böse. Ich habe kein Geld mehr, um mich rasieren zu lassen. Die Stoppeln sind irgendein Beweis, daß ich schlecht sein kann. Sie machen das Gesicht und die Seele häßlich. Ich glaube an das Gesicht und die Seele, auch an ihre Häßlichkeit, und schäme mich nicht.

Hast du das Gesicht dieser Frau gesehen, Mathieu? Sie lief sorglos neben ihrer Markttasche dir entgegen und hatte aus deiner Nähe und deinem Vorübergehen ein solches Entsetzen, daß du beleidigt sein kannst. Dreh dich um, Mathieu.

„He, Madame, sehe ich so schlimm aus? Der Bogen war nicht nötig, Madame.“

„Hier haben Sie zehn Sous und lassen Sie mich in Frieden.“

Die Frau war von rascher Güte und gab mir die Möglichkeit für einen reichen Tag. Und doch: sie ist der zweite Mensch, den ich heute

sehe und der mir aus Angst zu essen gibt. Angst ist nicht Güte. Angst mag eine Antwort sein. Warum soll ich nicht weiter fragen?

Ich friere. Irgend etwas in mir wird zusammengepreßt. Vielleicht der Sommer, die Sonnenflecken im Bois, helle Kleider am chinesischen Pavillon, die Kinderschiffchen in dem achteckigen Wasserbecken der Tuilerien. — Ich friere und werde den Rockfragen nicht niederschlagen. Ich weiß, den Leuten ist die schäbige Kante, die in die Backen und über das Kinn stößt, peinlich. Die kleine Spanne Stoff schreit ihnen zu laut. Aber ich friere und kann ihnen nicht helfen. Ich will es auch nicht; denn ich besaß im vorigen Winter einen dicken Flauschmantel und habe nicht vor, mich nach ihm zu sehnen.

Läte ich den Rockfragen hinunter, so würden die erstaunten Leute nicht die Armseligkeit des Halses sehen, sondern mein rotes Hemd.

Mein Hemd ist rot und von Seide. Ich wasche es alle Sonnabend-Nächte, irgendwo auf einem Platz, in einem Brunnen und unter Tritonen, die sich vom Speien des Tages ausruhen. Ich liebe das Hemd: es ist begehrlieh wie ich, weich wie ich, zähe wie ich. Ich liebe es so sehr, daß sein Rot nicht blasser wird als mein Blut. Wenn ich den nackten Oberkörper über die marmornen oder granitnen Schalen bücke und die schmalen Goldfische erschreckt von meinen Handgelenken

und dem gepreßten Hemd schnellen, schwanke ich vor Leben.

Warum wachen die Straßen nicht auf? Ahnen sie nicht, wie wenig müde ich bin?

Ah, mein Boulevard! Du atmest niemals so verhalten wie deine engen Brüder. Du wirst schon gerädert und getreten. Ich fühle, daß es Wollust oder Beruf sein kann. Ich fühle es so mit dir, täglicher Boulevard de Rochechouard. Du siehst unraffiert aus wie ich und kannst böse sein wie ich.

In der kahlen Frühe sehen die Menschen einander nicht. Das ist das Schlimmste. Sie laufen hinter ihrem Verdruß und sind niemandem gleich als ihren verdrießlichen Häusern. Ich fürchte, der Herbst wird sie so den ganzen Tag sein lassen. Ich werde nichts mehr von ihnen zu erwarten haben. Sie sind zu einzeln. Sie fallen aus dem Kreise meiner Gewogenheit heraus. Wie soll ich diesem Manne hier, der sich mit seinem Gange wie durch Felsen schlägt und mit dem Hutrand jeden guten Blick stört, an mich erinnern? Ich beklage die Feindschaft. Der Atem scheint zu trennen, seit wir ihn grau in der Luft sehen. — Nicht leicht gebe ich mich.

„Darf ich Ihnen den Sack tragen, Frauchen?“

„Wenn Sie nicht weg gehen, rufe ich den Schutzmann, Sie Alphonse!“

Der Mund — ohne Zähne — klist weiter.

Der Boulevard gebiert Menschen, die ohne Mütter sind. Nur die Pferde bleiben an die Wagen gebunden.

III.

Du mußt fordern, Mathieu!

Daß diese Haustür offen ist! Ich werde hier so gewiß hineingehen, als mein Widerstand gegen mich klein ist. Sieh dir die Tür an, durch die du stehlen gehst, Mathieu. Seltsam, ich sehe nichts als die bucklige Schwelle, über die ich fielen, blickte ich nicht nieder, oder wäre es Glatteis. Du bist nicht viel wert, Mathieu, weil du deine Scham entschuldigst.

Der Concierge sitzt blind hinter dem Figaro.

Die Treppe knarrt leise unter den Kordelsohlen.

Auf jedem Podest schlägt das Herz weiter über den Körper hin und gegen alle Türen.

Jetzt wird eine schüchterne oder bettwarmer Frau öffnen. Sie schreit: Jesus-Maria! Denn ich bin schon in der Wohnung. Wie lächerlich fast fällt dieser kurze Schlag der Handkante gegen den Kehlkopf! Das Wohnzimmer hat rote Plüschmöbel mit Spitzendeckchen. Die Kaffeekanne steht noch von gestern abend her mütterlich zwischen drei Tassen. In der Tischlade das Portemonnaie hat zehn Franken.

Vielleicht auch klopfen ich vergebens und nur in die eigenen Schläfen. Ich trage mich bis unter

das Dach und begreife nicht den kleinsten Sinn im Steigen. Habe ich mich nicht eben deutlich genug gesehen: zwischen der geschlagenen Frau, ganz unbekümmertem Zimmer und zehn Franken? Was sollte mir das alles? Ich habe zuviel Zusammenhang mit ihrer Kleinlichkeit. Vielleicht ist das eine Umschreibung für Mitleid, die mir kaum ansteht. Doch stellt mich vor den Tresor eines Börsejägers: und ich werde ausholend eine Grimasse schneiden.

Ich gleite die Treppen hinunter und habe feige den Rockfragen ins Bürgerliche gefaltet. Ich tat es wie von ungefähr und strich mit der Linken darüber hin, ob auch keine äußerste Kante vergessen sei. Jetzt öffnet eine Frau die Thür und hebt die Milchkanne in ihre Dunkelheit hinein. Ich, Mathieu, ziehe mit ehrlichem Schritte die Mütze und wünsche einen guten Morgen.

Weil sie mir nicht dankte, trinke ich der untern Etage die Milch aus.

Der Concierge sitzt blind hinter dem Figaro.

IV.

Die Schwelle läßt mich stolpern, weil ich nicht auf meine Füße sehe. Als ich diese Logik bedenke und die würdige Moral, die dahinter steht: als ich die rasche und spitze Kurve zurückblicke, die mein Tag in dieses Haus schlug, lache

ich laut in den Boulevard. Gleich werfen seine Leute mißtrauisch ihr Erstaunen auf mich und prüfen, in dem dringlichen Augenblick des Vorübergehens, mein Gesicht, als sei nichts wie mein offener Mund über der Straße. Ich prüfe wieder, schon ernst im Herzen, hängte eine große Freude um die Lippen und trage die Maske durch die täglichen Gänger. Es ist nicht einer, der mich überfieht. Es ist nicht einer, der mir glauben will. Es ist nicht einer, der auch lächelt. Ganz Wenige wollen meinen Rücken sehen und drehen halb den Kopf. Ich fühle diese Bewegung. Sie ist die einzige, die ich erobert habe. Sicherlich enttäuscht sie der Rücken. Denn keiner holt mich ein, legt mir die Hand auf die Schulter und sagt mir: Meine Freude konnten Sie nicht mehr sehen.

Ich bin noch niemals so traurig gewesen, wie eben jetzt. Warum kommt nicht der frühe Hund und wedelt mich an? Ich verspreche ihm, auf keinen Namen zu raten, damit er nicht bellt und nicht wegläuft. Es gibt nicht viele Augenblicke, die den tiefen Sinn seiner Flucht begreifen lassen. Ich bin so abgewiesen, daß ich begreife.

Einer überholt mich und sieht mich ganz rasch und seitlich an, so mit Erwartung, als wäre er schon hinter mir neugierig gewesen. Ich mustere ihn dankbar.

„Hallo, François!“

„Mathieu?“

François, Hausdiener bei Dufayel, gutmütig und mit korrekter Brust in der sauberen Livree, zieht in die Frage den rechtlichen Abstand zwischen fleißig und faul, sich und mich.

„Mathieu?“

„Kein anderer. Etwas abgerissen, nicht wahr? Unrasiert, nicht wahr?“

„Ich kann nicht leugnen. Du sahst anders aus bei uns. Ein wenig parterre, mein Junge?“

„Kaum anders als früher. Parterre, Zwischens-
stock und erster und zweiter und dritter. Wann
fährst du in keinem Fahrstuhl, Lieber?“

„Man soll immer wissen, in welcher Etage
man ist, Mathieu.“

„Oh, ich weiß es. Zu was sonst sind die
Schilder da. Manchmal nur bin ich so groß, daß
mein Kopf zu weit von den Füßen ist.“

„Dann mußt du dich bücken, Mathieu.“

„Oh, welche Meinungsverschiedenheit! Ich hebe
stets die Beine. Ich springe in die Höhe meines
Kopfes, François. — Manchmal.“

„Narr du, laß dir gut raten. Es wird Herbst.
Es wird Winter. Der Frost wird sich vor den
braunen Fäden deines Anzugs nicht fürchten.
Geh in Stellung, Mathieu. — Es sei denn, du
schminkest dir die Augendeckel und spazierst auf
dem Boulevard Sebastopol.“

„Mein Freund François, vorhin war mein

Gesicht sehr glücklich. Was dächtest du dir, hättest du mich so gesehen?"

„Ich hätte gedacht: der arme Junge! Er weiß nicht, daß ihn friert!“

„Adieu, François! Sieh, wie ich zu meinem Kopfe hüpfte. Adieu, François!“

V.

Gleich hinter mir tritt ein Geschäftsmann in den Friseurladen. Er hat den Hut eigenwillig im Nacken und war mit sparsamem Rucke der Schultern aus dem Mantel. Er sieht mich nicht, auch nicht den Vorsprung und das Recht, das ich vor ihm habe, und gleitet auf den Sessel. Als der eintretende Friseur mit müdem Kopf und selbstanfeuernder Bewegung der Hand auf ihn zugeht, sage ich, der ich noch, wie immer in erster Verlegenheit, an der abtheilenden Glaswand stehe, mit leisem Nachdruck:

„Verzeihung, ich war der Erste.“

Der im Sessel mit erledigender Geste:

„Mein.“

Meine Muskeln spannen sich unerbittlich. Ich wundere mich einen kleinen Augenblick, daß Haß mir zuerst immer aus dem Körper schlägt, und gehe dann an den nackten Kopf heran, der schräg über die gepolsterte Stütze ragt.

„Stehen Sie auf!“

Der Friseur schneidet, wortlos vor Angst, mit

dem Rasiermesser Vierecke in die Luft. Vielleicht wittert er in mir einen Apachen und befürchtet Repressalien. Er stottert:

„Aber meine Herren... bitte — —“

Der im Sessel blinzelt zum Spiegel nach meinem Profil. Dann, mit ganz schnellem und vollem Blick sich aufrichtend und an mich heraufsehend:

„Ja doch, ja!“

Er dreht sich aus dem Stuhle heraus, wirft den Hut auf den Kopf und hat erst den einen Arm im Mantel, als er die Tür zuschlägt.

Ich kann nicht das zerkniffene Gesicht ertragen, das stumm neben mir auf die schürfende Hand und den Streichriemen gebückt ist. Unter seiner Anklage wird mein Recht sinnlos und Roheit. Wie schwer muß es sein, mit leisem Finger und Messer eine Haut zu berühren, die man zerfetzen möchte! Warum wird in diesem Menschen jetzt nicht eine ungeheure unbedenkliche Kraft groß? Warum trennt sie nicht mit einem tiefen Schnitt in meinen Hals die Wut ab, die an feinen Nasenflügeln zerrt?

Ich zucke mit dem Munde, damit er mich schneidet und sich freut. Er hebt schnell das Messer und sagt: oha! Dann murmelt er: um ein Haar! und hält sanft meine Oberlippe.

Ich schäme mich, weil er die Haut nicht mit dem Menschen haßt. Ist dieser Mann weise oder

ist er durch das unendliche Messerschärfe stumpf? Ich suche seine Augen, die über mir sind. Die Perspektive irritiert mich. Ich sehe nichts als die Nasenlöcher und staune, daß sie schielen können. Die Augen darüber sind furchtbar, weil sie sich von unten zudecken. Ich fange sie ein und will versöhnen; sie stehen starr auf den ausgefranzten Brauen, lasterhaft in ihrer Umkehr, böse, hart. Ich sage:

„Selbstverständlich zahle ich den Schaden, den Sie durch mich hatten.“

In dem Manne muß großes Staunen gekommen sein. Er preßt mir das Handtuch an die Backen, daß es mich fast schmerzt. Er sagt nichts und beißt sich auf die Lippen. Ich berechne derweile: mir bleiben dann von dem Gelde der Rue de Steinkerque noch zehn Centimes; vorausgesetzt, daß ich nur den Ausfall des Rasierens zahle. Ich berechne auch, daß ich dann nicht mehr Geld genug für die Volksküche habe, und fühle meine Schuld in tiefem Sinne beglichen.

Ich stehe auf. Der Friseur bürstet über meinen Rücken und sagt:

„Wir bekommen frühen Herbst.“

VI.

Der weite Vormittag spielt mit mir. Ich bin sehr klein und hilflos in der Faust seiner allzu-sichtlichen Stunden. Ich fühle mich außer seinem

Last und dem Rhythmus der beschäftigten Menschen. Ich gehe viel zu langsam.

Oh, warum finde ich nicht meinen unbeflügelten und genießenden Schritt, der reich an den Pflichtigen vorbei federte? Wie schön waren die frühen Straßen, weil sie mich allein zu nichts mahnten! Wie freundlich waren sie zu mir, weil ich allein nichts wog!

Da die Sonne scheinen will, gehe ich in den Parc Monceau. Als ich eine gutmütige Bank aus- gesucht habe und zwischen mir und den Straßen die vielen Bäume weiß, vergesse ich die Schritte, die ich bis zum Eingang tat.

Eine junge Frau, von der Hauptallee her, erstrebt die gleiche Bank. Sie geht weich und wendet mit leisem Ruf oft den Kopf: Mimi! Well sie mich mit einem Male vom Weg abschwenken und rasch setzen sah — ich ahne die Bänke, die mich wollen —, macht sie kleine enttäuschte Schritte und sagt ungewiß und ohne Wirkung: Mimi! Ich sehe nicht zu ihr, damit sie nicht entflieht, und bete ganz inbrünstig und dringlich zu Gott, sie neben mich zu setzen. Ich könne es nicht ertragen, schon wieder und grade hier, ganz schuldlos, ganz aufgeschlossen, ein Schrecken zu sein. Die Frau dreht sich um und schlenkert mit den Armen. Sie wird gehen! Sie wird gehen! Warum nur dieser Abscheu! Wie schön, säße sie und läse sie in dem gelben

Buche! Der Kopf wird dankbar gebeugt sein und sich auf den nächsten Augenblick freuen, wo er sich hebt und zu dem Kinde sieht. Das Kind! Es wird hinter dem Reifen laufen, mit einem roten Balle spielen und plötzlich eine Schnecke finden. Es wird sehr schwarze und sorglich gedrehte Locken haben, kleine Lackschuhe, Wadenstrümpfe und ganz kurzes, wippendes Kleidchen. Warum soll ich dieses alles nicht erleben? Warum soll es nicht sein? Nur weil ich da bin!

Ich stehe auf, ziehe die Mütze schon, als sie mich ansieht:

„Madame, ich nahm Ihnen die Bank.“

Sie wehrt schüchtern ab und setzt sich mit zusammengedrückten Knien. Das Kind hüpfte heran. Es hat sehr schwarze und sorglich gedrehte Locken und ein ganz kurzes, wippendes Röckchen. Ich habe es lieb. Es sieht mich und wird ernst. Es prüft mich mit großem unbeirrtem Blicke. Es kommt ganz dicht heran, reckt sich zu meinen Augen und sagt betäubend süß:

„Guten Tag.“

Ich kann vor Glück nicht antworten. Die Mutter hebt hilflos und verschämt den Arm:

„Verzeihung!“

Ich lache. Vielleicht zu laut. Ich bitte zu ihr hin:

„Darf ich dem Kind einen Kuß geben?“

„Nein!“

Ganz hart, wie ein jäher und böser Wind.

Jetzt hat sie an den Mundwinkeln Falten und die Brauen gehoben. Sie sieht alt aus und wird schlappe Brüste haben. Ich möchte es ihr sagen. Sie steht auf, zieht das Kind weg und hat die Schultern hochgezogen:

„Nein!“

Mimi dreht sich geschleift und stolpernd um, ruft versöhnend und betäubend süß:

„Guten Tag.“

Man schüttelt sie.

VII.

Man hüte sich vor Mathieu. Man reizt ihn. Er geht mit leerem Magen durch den Mittag und beneidet die Leute, die aufstoßend aus den Speisehäusern kommen. Noch lebt er von Mimis Gruß; aber als die geschulterte Abweisung der Mutter und der vielen andern Menschen und Häuser dieses Tages stärker wird, geht er mit breiten Achseln in eine Kutscherkneipe.

Der Wirt hat einen freundlichen Mund, als er mir das Essen hinstellt. Ich will ihm sagen, daß ich kein Geld habe. Sein Mund scheint von dauerhafter Gutmütigkeit. Doch schon wirft er mit einem häßlichen Wort und halb gewandtem Kopf eine scheue Frau hinaus, die noch kaum die Bitte des Blechtöpfes durch die Tür gehoben hat. Er fluchte, ohne daß die Lippen fluchend wurden. Ich esse stumm und gehässig.

An dem Kopfsende des langen Holztisches sitzt ein Chauffeur, der mit den Fingernägeln Flecke aus der Lederjacke kratzt und im Takt einen hastigen Marsch pfeift. Zu dem Marsche wiederum knarrt er rhythmisch die Ledergamaschen aneinander. Man sieht Geübtheit und Methode. Er blickt kurz zu mir hinüber und unterbricht seinen Eifer:

„Sind Sie vielleicht der Louis Hanneton?“

„Nein.“

„So so.“

Er kratzt, pfeift und knarrt. Dann werden seine Augen groß; er hebt sein Glas Picon zur Höhe des Mundes, lacht, trinkt und sagt:

„Sie sehen ihm ähnlich.“

Ich sitze dumpf und in Angst vor dem Augenblick des Zahlenmüssens. Als ich eintrat, dachte ich irgendwie an Gewalt oder List oder selbst an frisches, burschenhaftes, rotbackiges Bekennen der Armut. Jetzt bin ich satt und habe nicht mehr Mut. Ich fühle bitter, daß der große Trost ein Stiefbruder des Hungers ist.

Der Chauffeur sagt unumwunden:

„Ich erwarte ihn nämlich.“

„Wen?“

„Nun, den Louis Hanneton.“

Dieser Mann zwingt mich brutal und keck in seine Langeweile. Seine breiten und immer gegen die Luft gestemmtten Züge sind nichts als

Gesicht zu den steuerhaften Händen. Er öffnet und schließt sie, wie um sie zu zerstreuen. Er sieht mich dringend an und muß einem Entschluß nahe sein, der mich betrifft. Ich bin sehr aufmerksam und sehe auf seine verlässlichen Daumen, die umeinander Kreise schlagen. Jetzt werfen sie sich platt neben die andern Finger und fallen auf den Tisch:

„Sind sie Kutscher?“

„Nein, Mechaniker.“

„Desto besser. Desto besser.“

Er fragt noch, ob ich in Stellung sei. Dann entschieden die Hände und wurden vor Energie zwei Fäuste:

„Ich brauche für meinen Peugeot einen Pußer. Der Louis Hannevon, der Bengel, ist nicht gekommen. Ein geschickter Kerl, sagt man, aber verhurt. Wollen Sie? Zwei Franken den Tag.“

Wie schön ist Neuilly und sein Juni und sein Jahrmarkt! Wie ging ich auf seinem Gekreis, festlich, kinderlieb, ganz ohne Zweck, und zurück durch den Duftabend des Bois! Was denke ich jetzt daran! Hätte ich nur diese zwanzig Sous, würde ich sie nur aus den kräftigen Augenblicken des Vormittags gepreßt haben: ich sagte Nein, hochmütig wie zu Francois!

Die Fäuste:

„Wollen Sie?“

„Ja. Doch bitte zahlen Sie mein Essen hier. Ich habe nichts mehr. Ich hätte den Wirt...“

Der feste Schnurrbart schob die Lippen auseinander und wurde im Lachen breiter:

„Du hast Glück, Junge. Wie heißt du?“

„Mathieu.“

„Du hast Glück, Mathieu!“

VIII.

Als Mathieu merkte, wie lustig der Wind die Schläfen streichelte, und mit einem Lächeln die Nüße vor der anrennenden Luft abnahm, schrie er zusammen mit der plötzlichen Bremse auf, stürzte noch während der spitzen Kurve, durch die der Chauffeur das sorglos auf den Damm gaukelnde Kind retten wollte, aus dem Wagen und sah schon Blut. Der Augenblick stampfte einen hastigen Kreis entsetzter, schimpfender, nutzmaßender Menschen um das hastige Schicksal. Aus dem nahen Haustor stürzte mit ganz hohem und kurzem Kreischen eine schwangere Frau in den Ring, schrie sich bis zu dem gebückten Mathieu durch, der ein Taschentuch an den Kinderkopf drückte, zum Chauffeur hin, der entschuldigend die Hände hob, schrie: wo? wo? — entlud dann nach der Sekunde des Hinblickens eine grausame Freude über die Stehenden: er ist es nicht! O Gott! er ist es nicht! Dann griff sie an Mathieus Schulter und rief

auf ihn, der nicht von dem Kinde sah, in höchster Drohung:

„Wer sagt, daß er es ist!“

Aufgerichtet und zu den Leuten:

„Mein Marcel ist ganz blond und ein so lieber Junge!“

Eine grobe Stimme:

„Halt das Maul! Das ist ja ein Mädchen!“

Ein verveinter Knabe:

„Hier nebenan wohnt ein Arzt.“

Der Chauffeur, der mit einem Polizisten verhandelte, hörte die letzten Worte und bückte sich. Mathieu aber sagte leise und trotzig:

„Ich trage sie.“

„Gut, dann fahre ich in die Garage. Komm nach.“

Der Motor wurde lebendig, als wäre nichts geschehen; der Polizist schrieb, nickte; die Räder rollten höhnisch und jäh; die Leute fluchten lauter. Mathieu hob die kleine Last, dachte an Kindsein, Südfrankreich, den Chorrock, Knabenhände über Weihrauch und die getragene Hostie. Er hatte seine Arme noch niemals so gefühlt: feierliche Pflicht bis in die fernsten Finger. Das Kind lag bleich und wohl nur ohnmächtig. Er konnte in dem Sturme seiner Ohren keinen Herzschlag hören. Er roch nur den matten Hauch über dem Haare.

Die schwangere Frau war ruhig geworden und

sagte: Ach Gott! als der laute Kreis vor Mathieu auseinander klappte. Vor dem Hause des Arztes wartete ein dünngliedriges Mädchen und sprach zu Mathieu mit verdunkelten Augen die größte Sekunde ihrer zehn Jahre:

„Es ist die kleine Madeleine aus der Rue St. Georges.“

Der Arzt untersuchte und rief kurz:

„Was wollen Sie noch?“

Mathieu stand, um das eine Wort zu hören. Aber die Glaschränke, die weißen Borde und das Linoleum waren nicht anders als die blanke Frage des Arztes und schüchterten ein. Mit einer unterdrückten Bewegung zu dem Kinde hin ging er.

Unten begegnete er dem schmalen Mädchen und einer schweren und verstörten Frau. Das Mädchen rief: Da! und zeigte auf ihn. Die Mutter stieß den Atem hinaus, sammelte sich langsam und spie ihn an:

„Sie... Sie haben es umgebracht!“

Das Mädchen weinte wie in Abwehr und für ihn.

IX.

Ich, Mathieu, bin sehr müde und noch immer an mich selbst gelehnt. Der Abend sieht mir ähnlich. Er weiß nicht, warum er gezwungen wird, zu verzichten und dunkel zu sein. Dieses Pferd ist mein Bruder. Es leckt die Deichsel,

die es eben gezogen hat, und freut sich, daß auch sie steht. — Man hat viele Brüder und viele Gleichnisse.

Zu was nachdenken? Dieser Tag ist so schwer, daß ich mich verhöhnen habe. Jetzt stehe ich und merke das Kreuz. Seltsam, man nennt es Kreuz. Ich möchte die Bibel lesen oder eine Frau haben. Lieber die Frau, weil ich so hinausgedrängt bin.

Der Chauffeur wird auf mich warten und von mir dasselbe sagen wie von Louis Hammeton. Nur nicht, daß ich geschickt bin. Aber ich bin auch nicht verhurt.

Ich gehe nicht nahe an diese Nacht heran; denn sie wird schlecht zu mir sein. Ich weiß heute zum erstenmal, daß ich zu den Obdachlosen gehöre, und werde in ihr Haus schlafen gehen.

Sie stehen schon vor der Tür. Als mich ein Schritt zu weit vorträgt, reißt mich der Letzte hinter seinen Rücken. Auch hier Wütende; und sie wollen doch nichts als schlafen!

Man öffnet; man drängt hinein, man wird verhört, man bekommt eine Marke. Der Saal ist niedrig und seine Luft ein Vorwurf. Die Betten tragen ein Schild mit einer Zahl und dem Namen des Spenders und sind ein Vorwurf. Das Gaslicht ist spärlich, flackernd, leise trommelnd und ein Vorwurf. — Aber sie wollen doch nichts als schlafen!

Alle haben schwermütige Arme, wenn sie sich ausziehen. Ihre Bewegung ist so unendlich entblößend, daß die Wige und die Flüche und die laute Wut des Bauches sichtbar über den Körpern stehen.

Mein Bett behandelt mich nicht schlechter, als die andern Betten die andern Müden. Aber mein Rücken ist nicht dreist genug und wagt nicht den blinden Wurf, mit dem sich die Nachbarn auf das Laken schlagen. Ich sitze und halte den Blick streng auf das Bettbild. Dann erst erschreckte ich und lese den Spender: Felix Lafaim. Warum werde ich so gequält?

An das freie Bett zur Linken tritt jetzt ein alter und verzehrter Mann, mit losen Kiefern und ganz ergebenem Nacken. Er schüttelt den Kopf über eine junge oder eine alte Enttäuschung und hat den ausgeglühten Blick nur über den kleinen Raum gespannt, den er zum Auskleiden und Ablegen braucht. Im kurzen ärmellosen Hemde, das die verwitterten Ranten der Arme und Schenkel bloß läßt, streckt er sich hoch, die Hände weit über den Kopf, spricht langsam und singend:

Gott, schweige doch nicht also
und sei doch nicht so stille;
Gott, halt' doch nicht so inne!

Er streckt sich hoch, die Hände weit über den

Kopf, der, um zu hören, auf der Schulter liegt.
Er ruft dringlicher:

Gott, halt' doch nicht so inne!

Der Aufseher kommt mit gewohnten Worten:

„Schon gut, Vater Jean-Baptiste, jetzt schlafe!“

Der Alte schaut mit krauser Stirn und halben Augen zur Seite und läßt die Arme sinken. Er sieht mich:

„Du hast ein schönes Hemd.“

„Ja, das Hemd ist schön.“

„Du hast ein rotes Hemd.“

„Ja, rot.“

Er bückt sich flüsternd über das Bett:

„Soll ich mit dir Mitleid haben?“

Ich sage Ja, ohne viel zu zögern. Die Luft brennt mich so aus, daß ich Angst habe, in mich einzustürzen. Der Mann spricht:

„Du hast vielleicht getötet oder du bist vielleicht getötet. Oder nur verwundet. Oder nur geschlagen. Wie ich auch. Du bist jung, ich bin alt. Du wirst noch oft getötet werden. Ich ein wenig weniger oft. — Schlaf gut.“

Er wirft sich mit erprobtem Ruck auf das Bett. Der Kopf fällt auf das kleine Kissen und stößt den spitzen Kambart fast senkrecht in die Höhe. Der Kreis, als der Mund zu schlenkern anfängt, in lächerlichem Bogen mit.

Dann ist im Saale nichts mehr als Atmen und

die geknarrte Unzufriedenheit der Betten. Wie seltsam und wie traurig, daß dieser schlafende Chor nicht glücklicher spricht als seine wachen Mäuler! Was sitze ich unter der unendlichen Vergeblichkeit ihres Widerstandes! Warum bin ich nicht eigenmächtiger und lauter! Das Leben scheint mir nicht sehr brüderlich.

Ich stehe auf. Der Alte dreht den Kopf und gibt mir die Hand:

„Wir sind einmal Wir und einmal Du und einmal Ich. Adieu!“

Ich bitte den Pförtner, mich hinauszulassen. Ich habe Schmerzen und könne nicht schlafen. Als er zögert, zeige ich ihm meine Taschen. Ich hätte nichts gestohlen. Er öffnet mir mit mißtrauischem Blicke.

Es regnet. Der Nebel hängt hochmütig und läßt sich ungern von den Laternen durchstechen. Ich gehe rasch, fast mit geschlossenen Augen. Ich suche Gegensatz. Rue St. Augustin, mit kühner Wendung von der Avenue. Hier ist Henry, hell aus dem Regen, schwer von den Düften der Speisen und der schönen Frauen. Automobile davor, hingestreckt wie eifrige Eunuchen. Es ist ein Uhr. Man geht schon: satt, müde oder lustern. Ich öffne die Türen. Ab die Mütze! Was für schöne Beine hat diese Frau: schlank und blaß durch die Seide, grausam auf dem Trittbrett zögernd und mit leichten Muskeln

in den Wagen gehoben. Der Herr mit dem matten Zylinder weiß, was er besitzt; denn er lächelt seiner Nacht zu und gibt mir zwei Franken. Recht so, ihr Leute, doch nicht genug. — Eine Andere, blonde Locken über dem Hermelin, mustert mich nach Sekt und Pêche à la Melba, über die Schulter zum Begleiter:

„Ein hübscher Junge!“

Nicht wahr, Madame, hübsch, jung, Statur mit Möglichkeiten, aber StraÙe! Tribut, Madame, es kostet etwas, daß ich daneben stehe. Ich berechnete mich zu billig. Heute wurde ich gesteigert!

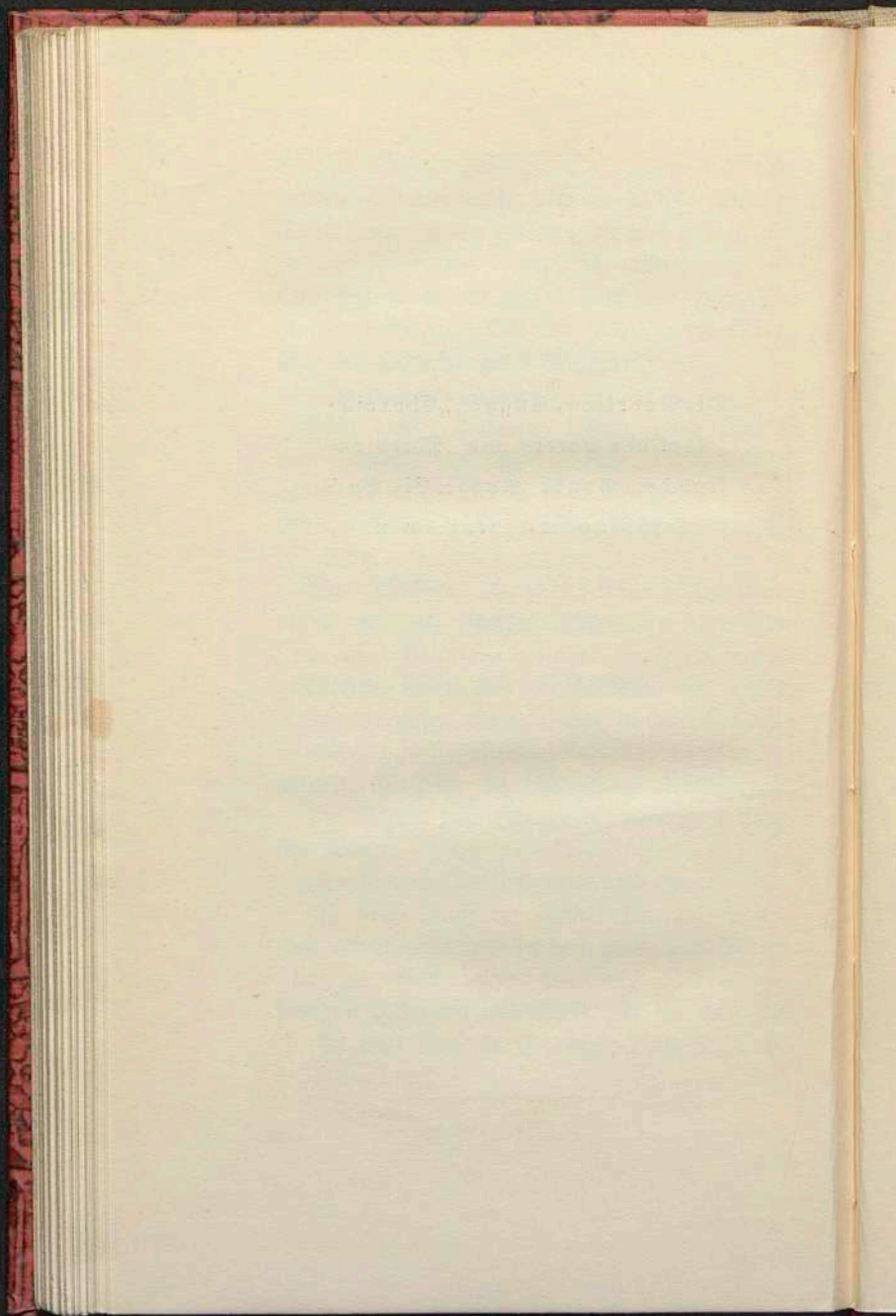
Mut, Mathieu, behalte den Anlauf. Ans Automobil gehängt, flachhinrasend über das Pflaster, leises Bremsen, höflicher Park, ich hineingeschlichen, hinter das erregte Paar ins Haus, Silber, Pretiosen, Geld, Tribut, in stummes Tuch geballt und auf schnellenden Sohlen davongetragen! Stehle, Mathieu, du bist genug bestohlen!

Der Portier von Henry, mit würdigem Stock und Bart:

„Freundchen, es sind schon alle fort.“

Ich drehe mich im Nebel. Die Haare sind naß und tropfen leise in den Hals. Die Häuser, kaum zu sehen, lachen mich aus. Der Portier brummt gutmütig und wirft mir ein Geldstück zu. Es fällt klirrend. Ich bücke mich, ich suche. Ich, Mathieu!

Die Novellen „Rugge“, „Choreia“,
„Abel der Vater“ und „Mathieu“
sind dem Bande „Rugge, Ein Buch
Erzählungen“ entnommen.



Von Alfred Neumann erschienen
im Verlag Georg Müller
in München:

Rugge

Ein Buch Erzählungen. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Die Heiligen

Legendäre Geschichten. Kart. 2 Mk.

Die Lieder vom Lächeln und der Not

Gedichte. Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Neue Gedichte

Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Alfred de Musset

Gesammelte Werke in fünf Bänden. Halbleder 85 Mk.
Innerhalb der von Alfred Neumann herausgegebenen Gesamtausgabe Musset's die beste deutsche, letzte Ergebnisse der Literaturwissenschaft verarbeitende Monographie des französischen Romantikers.

In anderen Verlagen erschienen:

Der Patriot

Erzählung.

Der Teufel

Roman. 31. — 35. Td.

König Haber

Erzählung.

Die Brüder

Roman.

Lehrer Tauffig

Erzählung.

Die Bücherei der Abtei Eeben
Begründet von Otto Julius Bierbaum

Laurence Sterne: Tristram Schandis Leben und Meinungen

Übertragung von Johann Joachim Bode. Herausgegeben von Julius Bierbaum. Neun Teile in drei Bänden.

Laurence Sterne: Yoricks empfindsame Reise

Übertragen v. J. Joachim Bode. 2 Bde. in einem. 3.—4. Tfd.

Laurence Sterne: Yoricks Predigten.

Übertragen von Joseph Grabisch. 2 Bände.

Johann Gottwerth Müller: Siegfried v. Lindenberg

Eine komische Geschichte. Bearbeitet und mit einem Vorwort versehen von Richard Elshinger. Mit den Kupfern von Daniel Chodowiecki.

Denis Diderot: Jakob und sein Herr

Unter Zugrundelegung der Mjlius'schen Übersetzung herausgegeben von Hanns Floerke.

Lord Chesterfields Briefe an seinen Sohn

Herausgegeben und eingeleitet von Hans Feigl. 2 Bände.

Erasmus: Das Lob der Nartheit

Aus dem Lateinischen nach der Ausgabe von 1781 neu herausgegeben von Lothar Schmidt, mit Wiedergaben der meisten Holzschnitte von Hans Holbein.

Tobias George Smoller: Noderich Ransom

Ein Seitenstück zum Gil Blas. Nach der W. Ch. S. Mjlius'schen Übersetzung herausgegeben von Marianne Trebitzsch-Stein. 2 Bände.

Chr. M. Wieland: Die Geschichte des Prinzen Birikinker.

Herausgegeben von Franz Blei. Mit 7 Radierungen von Karl Max Schultzeiß. Einmalige numerierte Auflage von 800 Exemplaren, von denen jedes vom Künstler signiert ist. Für 50 Exemplare wurden die Radierungen auf echt Japan abgezogen und vom Künstler signiert. Diese Exemplare wurden als Ganzlederband gebunden (40 Mk.).

Jeder Band in Halbleder gebunden 10 Mk.

Georg Müller, Verlag, München

Die Bücherei der Abtei Eeben
Begründet von Otto Julius Bierbaum

Tobias George Smoller: Peregrine Pickle.

Nach der W. Ch. S. Mylius'schen Übersetzung herausgegeben
von Rudolf Kurg. 4 Bände in zweien.

**H. J. Dulaurens: Gevatter Matthies oder Die
Auserschweifungen des menschlichen Geistes.**

Nach der ersten deutschen Übersetzung von 1779 neu bearbeitet
und herausgegeben von Hanns Floerke. 2 Bände.

Henry Fielding: Tom Jones.

In der Übersetzung von Johann Joachim Bode. 3 Bände.

**Moriz August von Thümmel: Reise in die Mittäg-
lichen Provinzen v. Frankreich, im Jahre 1785-86.**

Mit Kupfern und Bignetten von Penzel, Schnorr von
Carolsfeld und Ramberg. Herausgegeben von Conrad Hüfer.
3 Bände.

**Johann Gottfried Schnabel: Der im Irrgarten der
Liebe herumtaumelnde Cavalier,**

oder Reise- und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen
von Adel, Herrn von St. 2 Bände.

Denis Diderot: Die geschwätzigen Kleinode.

Herausgegeben v. Lothar Schmidt. Mit d. Vorrede Lessings.

Maillard: Titine.

Übersetzt von Werner Klette.

H. L. Mendken: Verteidigung der Frau.

Übersetzt von Franz Blei.

Johann Gottlieb Schummel: Spigbart.

Eine komi-tragische Geschichte. Mit einem Vorwort und
Anmerkungen von Carl Georg von Maassen.

Jeder Band in Halbleder gebunden 10 Mk.

Georg Müller, Verlag, München

Die Novellen-Auswahl-Bände

Das Buch der Abenteuer.

Herausgegeben von Rolf Bongs. Mit einem Vorwort von Paul Scheerbart, Einband u. 13 Bilder von Adolf Uzaréki.

Buch der Schiffbrüche.

Herausgegeben von Joachim Delbrück. Einband und 13 Illustrationen von Wilhelm Thönn.

Das Duellbuch.

Herausgegeben und eingeleitet von Heinrich Conrad. Einband und 16 Steinzeichnungen von G. Königer.

Das Gespensterbuch.

Herausgegeben von Felix Schloemp. 11. bis 15. Tfd. Einband und 8 Illustrationen von Paul Scheurich.

Das lustige Gespensterbuch.

Herausgegeben von Felix Schloemp. Mit einem Vorwort von Gustav Mentink. Einband mit 8 Bildbeigaben von Kurt Szafranski.

Der Herr der Luft.

Flieger- und Luftfahrergeschichten. Herausgegeben und eingeleitet von Leonhard Adelt. Mit 8 Bildern von Heinrich Klen.

Das unheimliche Buch.

Herausgegeben von Felix Schloemp. Mit einem Vorwort von Karl Hans Strobl. Einbandentwurf und 15 Zeichnungen von Alfred Kubin.

Jenseitsrätsel.

Herausgegeben von Friedrich Feerhew und Laura Wiesen. Einband und 12 Zeichnungen von Alfred Kubin.

Jeder Band geheftet 4 Mk., gebunden 6 Mk.

Georg Müller, Verlag, München

Die Galerie der Phantasten

Herausgegeben von Hanns Heinz Ewers

Honoré de Balzac: Mystische Geschichten.

Mit 12 Steinzeichnungen von Alfred Kubin.

Gustav Adolf Becquer: Von Teufeln, Geistern und Dämonen.

Auswahl und Übersetzung von Hans Krüger-Welf. Mit 11 Zeichnungen von Paul Haase.

Hanns Heinz Ewers: Mein Begräbnis und andere seltsame Geschichten.

Eingeleitet von St. Przhbyzjewski. Mit 8 Illustrationen von Frig Schwimbeck. 30.—35. Tsd. Halbleder 12 Mk.

E. L. A. Hoffmann: Phantastische Geschichten.

Eingeleitet von Ferruccio Busoni. Mit 14 Illustrationen und einer Einbandzeichnung von Ernst Stern. 7.—11. Tsd.

Alfred Kubin: Die andere Seite.

Phantastischer Roman. Mit einer Selbstbiographie des Künstlers. Einband, 52 Federzeichnungen und ein Plan von Alfred Kubin, 6.—10. Tsd.

Dskar Panizza: Visionen der Dämmerung.

Mit 16 Federzeichnungen von Paul Haase. 7.—11. Tsd.

Edgar Allan Poe: Nebelmeer.

Mit einer Einleitung von Hanns Heinz Ewers. Einbandzeichnung und 29 Zeichnungen von Alfred Kubin. Deutsch von Gisela Egel. 5.—9. Tsd.

Karl Hans Strobl: Lemuria.

Seltsame Geschichten. Mit 8 Zeichnungen von Richard Teschner. 7.—9. Tsd.

Jeder Band geheftet 5 Mk., gebunden 7 Mk.

Georg Müller, Verlag, München

Die Bücherei
der neuen Serapionsbrüder
Herausgegeben von Carl Georg von Maassen
Gr. 8°. Titelholzschnitte von Hans Pape

Ludwig Tieck: Straußfedern.

Erzählungen. Zwei Bände.

Karl Immermann: Der neue Pygmalion.
Carnaval. Die Sonnambule.

Friedrich Baron de la Motte-Fouqué: Undine und andere Erzählungen.

— Romantische Erzählungen.

Mit einem Nachwort herausgegeben von Carl Georg von Maassen.

— Gespenstersagen und Rittergeschichten.

Herausgegeben von Carl Georg von Maassen.

Carl Wilhelm Salice Contessa: Serapiontische Erzählungen.

Herausgegeben und eingeleitet von Carl Georg von Maassen.

— Kleine Geschichten und Hoffmanniana.

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Carl Georg von Maassen.

— Märchen und Nachtstücke.

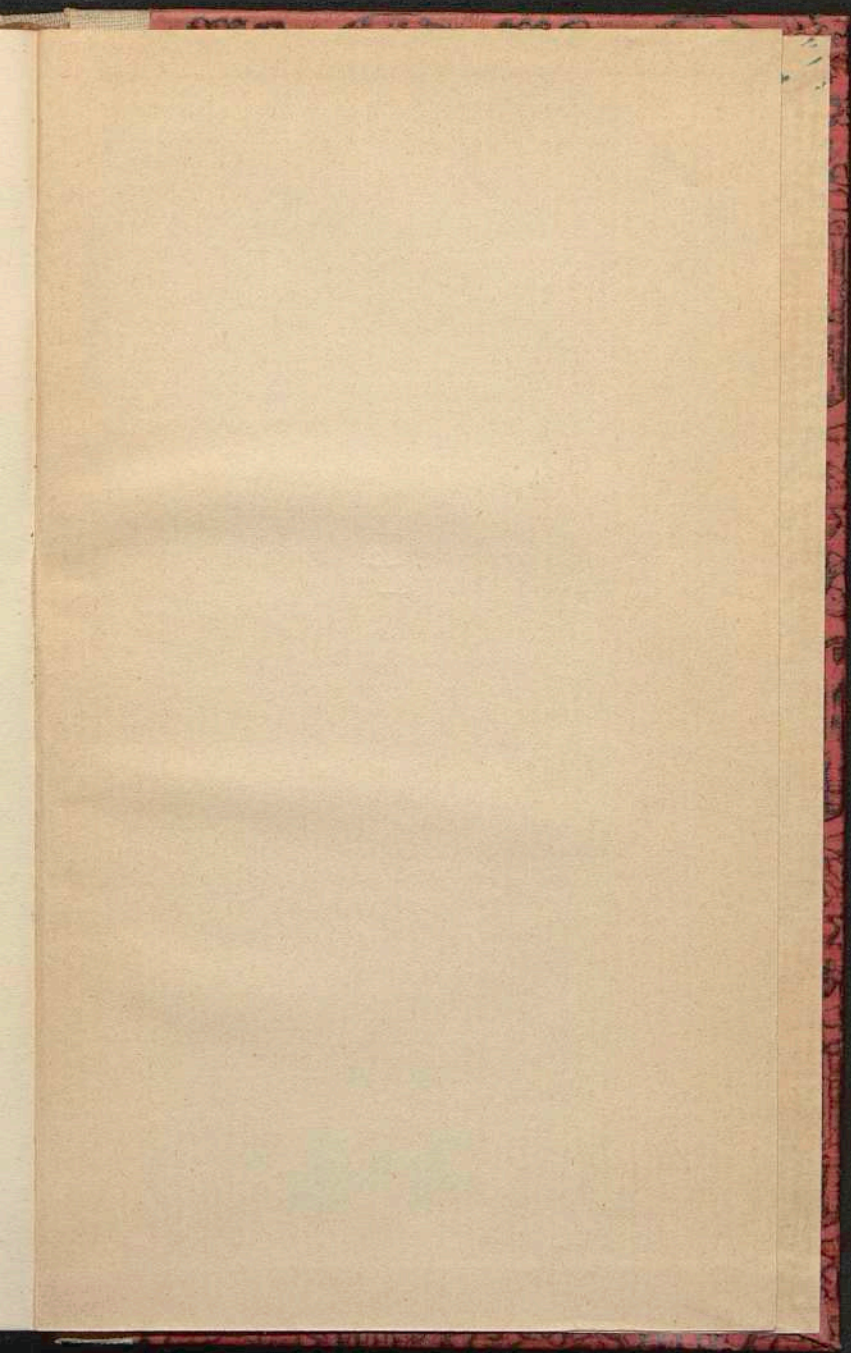
Herausgegeben von Carl Georg von Maassen.

Carl Weisklog: Bürgerliche Historien.

Mit einem Nachwort herausgegeben von Carl Georg von Maassen.

Jeder Band kostet gebunden 5 Mk., in Halbleder
10 Mk., in Ganzleder 40 Mk.

Georg Müller, Verlag, München



Z

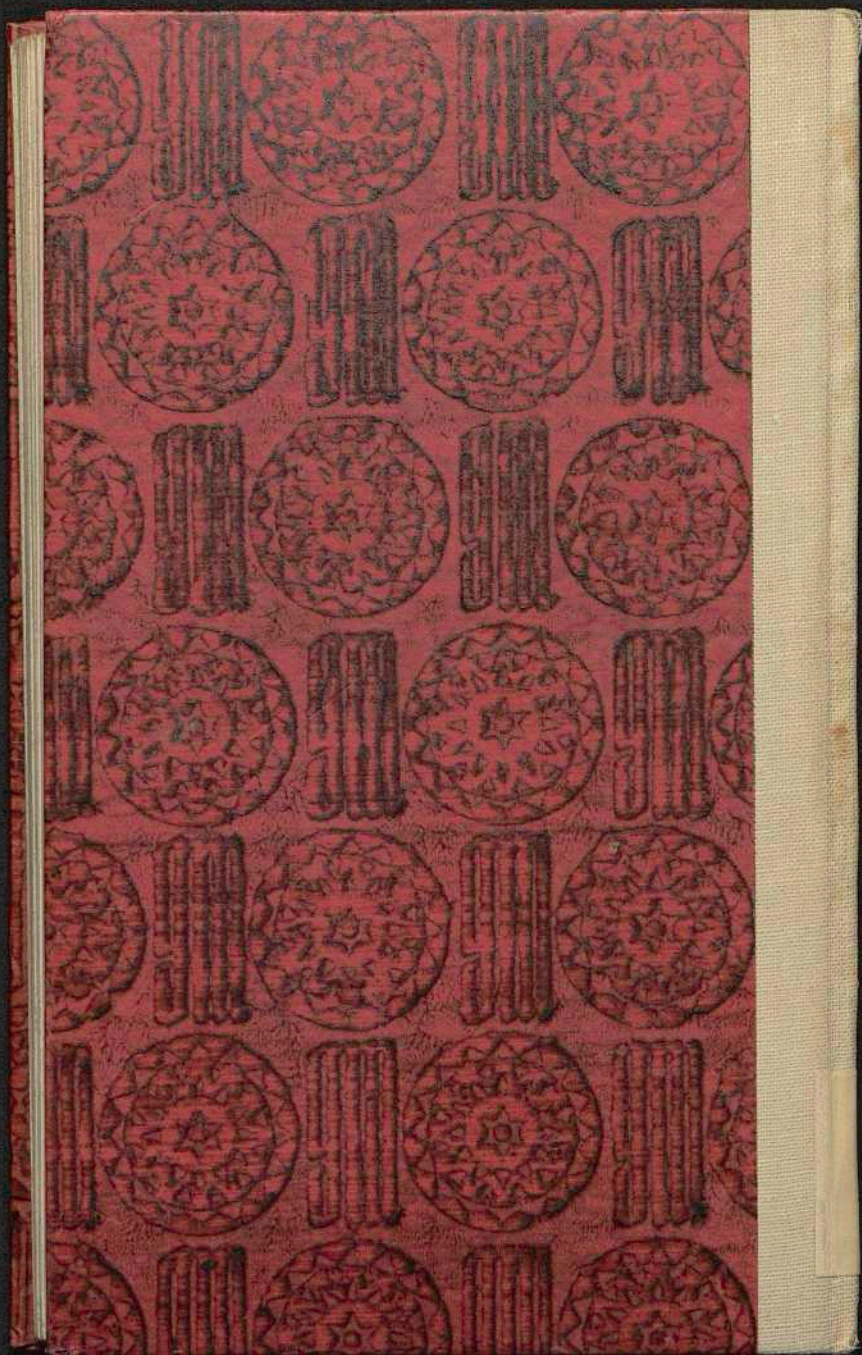
16. 2

180/72/10871(6)

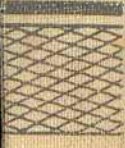
Freie Universität Berlin



5714717/188







Alfred
Neumann
Der
Rechnetabel

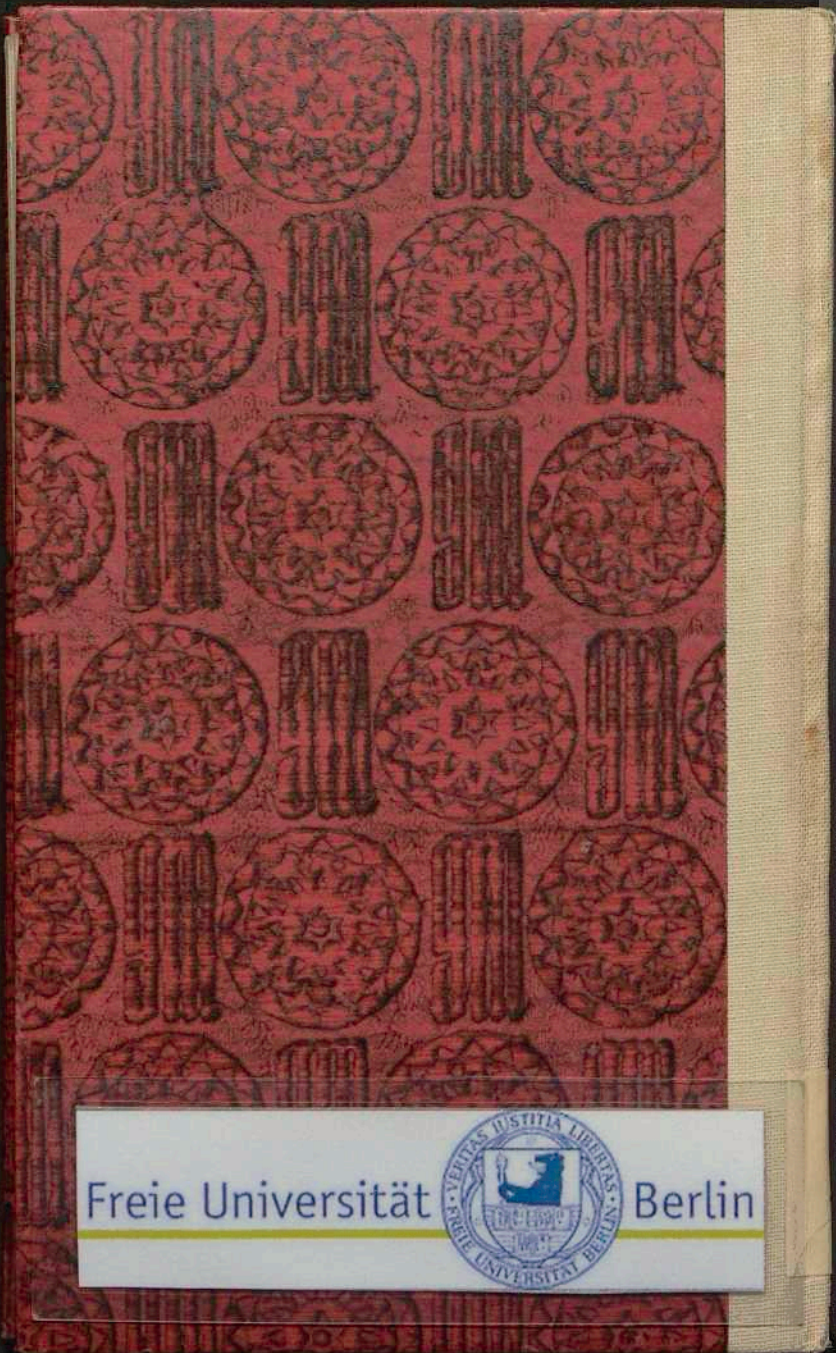
*

72

10871







x-rite

colorchecker CLASSIC



100mm